

Manfred Kern

Lose Enden

Erzählung

Von diesem Tag möchte ich so wenig wie möglich vergessen.

Als ich mein frisch von Erna für mich gebügeltes, über den Unterarm gebreitetes schwarzes Hemd zum Auto trug, um es einzeln auf den Rücksitz zu legen, damit es nicht zerknittert, empfing mich überraschend am Gartentor der Duft der Linden, die unsere Straße mit dem Fluss säumen. Jedes Jahr nehme ich diesen Tag wahr, da, gleichsam über Nacht, dieser Blütenduft in der Luft liegt. Heute war dieser Tag. Das passte, das fügte sich. Denn, so betörend er für mich ist, so sehr verbinde ich ihn seit jeher mit Tod und Vergänglichkeit. Die Friedhofslinden entlang der Friedhofsmauer in meinem Heimatdorf sorgten dafür. Im Sommer strömte das Aroma durch die geöffneten Fenster des Klassenzimmers und manchmal wehte ein Anhauch bis zu uns nachhause, die hundert Meter - oder wie viele es sind - straßauf.

Die Fahrt von Coburg nach Wettringen dauert je nach Wochentag, Tageszeit und gewählter Route zwischen zwei und zweieinhalb Stunden. Wir waren zeitig dran, die Beisetzung meiner Mutter war für 14 Uhr anberaumt. Es war Dienstag, der 7. Juni 2022. Fünf Tage waren seit ihrem Tod vergangen, die Pfingstfeiertage lagen dazwischen. Den Leichnam hielt man in Rothenburg in einer Kühlkammer frisch, auch für den Fall, dass der Sarg nochmals geöffnet werden sollte. Vielleicht geschah die Überführung in unser Dorf gerade jetzt, da wir im Auto saßen?

Juni, Duft- und Blütenmonat: Linden, Holler, Jasmin, Robinien, Rosen, die Heufelder ... Die Luft auf dem Land durchwirkt davon. Meiner Mutter war der Juni nicht geheuer. Als unseren Sterbemonat bezeichnete sie ihn des Öfteren. Schwärmte man von der Fülle und Pracht in der Natur, konnte sich ihr Gesicht zu einem leisen Grauen verziehen. Erst ihr Vater, dann ihre Mutter, zuletzt ihr Mann waren im Juni gestorben. Der Gedanke drängt sich auf, sie hätte noch ausgeharrt, durchgehalten, bis der Monat begann. Dann hätte sie sich zu den Ihren gesellt.

Auf Höhe Bamberg fragte Erna, ob wir ein bisschen Musik hören wollten. Mir behagte die Stille ebenfalls nicht. Wir versuchten, eine CD zu finden, die uns ein wenig Auftrieb gab. Ich gab mir Mühe, nicht allzu schweigsam zu sein, aber am Steuer bin ich auch sonst nicht sehr gesprächig. Ich wollte, dass alles so normal und unaufgeregt wie möglich abläuft. Immer wieder versank ich in mir, wurde abwesend. Einmal fuhr ich zu schnell und wurde geblitzt. Erna sagte schmunzelnd, so hätte ich wenigstens ein Erinnerungsbild an diesen Tag. Später wäre es fast schief gegangen, als ich ein Stopp-Schild übersah. Zwischendurch hörten wir Nachrichten. Für Südbayern wurde Regen vorhergesagt, in ganz Franken sollte es trocken bleiben. Gestaltenreich aufquellendes weißes Gewölk, bläulich im Kern. Abwechselnd auch

große dunkle Felder und dünne, helle, zerrissene Fetzen. Nichts wollte taugen, uns die Fahrt zu erleichtern.

Hinter Rothenburg zwangen uns Teerarbeiten, die Bundesstraße zu verlassen. Wir nutzten die Gelegenheit, uns in einem noch größeren Bogen, als von den Umleitungsschildern vorgegeben, dem Dorf zu nähern. Wären nicht die Windräder gewesen, hätte ich mir einbilden können, eine Zeitreise zu machen. Wie vor zwanzig oder dreißig Jahren schlängelten sich die Landsträßchen durch die unverbaute, von der Landwirtschaft und kleinen Dörfern geprägten Bilderbuchgegend.

Vor unserer Ankunft wollten wir nochmals halt machen, pissen, uns sammeln. Erna wollte eine letzte Zigarette rauchen. Sie schlug einen Platz am Waldrand vor, den wir schon mal benutzt hatten. Baumstämme waren dort gelagert, Holz- und Rindenstückchen lagen verstreut. Das war noch vor Kleinansbach. Ich wollte aber nicht anhalten, bevor ich nicht Wettringen vor mir liegen sah.

Noch eine Wegwindung, noch eine leichte Kuppe. Dann tauchte es auf. Wie oft heute schon war mir das Herz schwer geworden. Auch wenn man unser Haus von hier aus nicht sehen konnte, wusste ich doch, wo es lag. Es war immer das lebendige Zentrum des Dorfes für mich gewesen. Jetzt bezeichnete die Kirche die Stelle, wo Mutter in einem Sarg auf uns wartete.

Hätten wir die Bundesstraße weiter verfolgt, wären wir von Osten her über die Ebene ins Dorf gelangt. So kamen wir von Norden über die Hügel. Es dauert aber mit dem Auto keine halbe Minute, bis man den Talgrund erreicht. Auf halber Höhe glitt mein Blick unwillkürlich durchs Seitenfenster zu einem Feld, oder besser: der Stelle, wo ich das Feld vermutete. Der Baum, der es für mich kennzeichnete, war nicht zu sehen, befand sich vielleicht in der Senke oder existierte gar nicht mehr, war abgestorben, trug keine Früchte mehr, störte, war gefällt worden, möglicherweise im Zuge der Flurbereinigung, Mostbirnen brauchte man nicht mehr. Damals gab es ihn noch. "Damals" bezeichnet einen Tag, als ich noch ganz klein war: fünf, sechs, sieben, acht, neun, ich weiß nicht mehr genau. Egal, ich war alterslos klein an diesem Tag, in dieser Stunde, da meine Mutter beim Heumachen einen Schwächeanfall erlitt. Es war ein schwüler Nachmittag, hell umrandete Wolken türmten sich bläulich und verschwammen mit dem gleißenden Himmel. Ich war allein mit ihr. Schon im Vorfeld war es ihr nicht gut gegangen, sie hatte zuhause schon nach Luft gerungen, den Brustkorb weit gemacht, doch sie schonte sich nicht, konnte sich nicht schonen, musste durchhalten. Die Arbeit musste getan werden, sie konnte nicht jedes Mal, wenn es ihr nicht gut ging, die Arbeit niederlegen, ja, versuchte ihre Schwäche so lange wie möglich zu verheimlichen, musste sie unterdrücken und zurückdrängen, dagegen ankämpfen. Aber angesichts meiner, wir zwei allein, unter uns,

gab sie der Schwäche nach, so scheint mir. Mir konnte sie ihre Schwäche zeigen. Warum war ich an jenem Tag überhaupt mit aufs Feld gegangen? Hatte ich mitzuhelfen? War auch ich mit Rechen und Heugabel zugange? Oder begleitete ich sie nur? Begleitete ich sie, gezwungen, sie nicht allein zu lassen in ihrem Elend, weil ich um sie fürchtete? Musste ich deshalb aus eigenem Antrieb mit? Ihre gefürchteten blauen Lippen, ihre gefürchtete Blässe mit den rot aufblühenden Bäckchen, ihre gefürchtete leidende Stimme, ihre gefürchteten Herzschmerzen, die mich an sie banden, auch zuhause. Ich konnte mich in ihrer Herzensnot nicht lange von ihr entfernen. Immer besetzte mich die Furcht, sie könnte sterben, engte mir die eigene Brust, und an jenem heißen Tag, vielleicht einem Tag im Juni wie heute, bei der Heuernte, als wir zwei allein irgendwo dort drüben auf dem Feld waren, in der glühenden stechenden Sonne, nur der Birnbaum am Rand der Senke spendete Schatten, musste sie sich hinsetzen, rang wieder nach Atem, zeigte wieder diese Blässe mit den roten Bäckchen und die blauen Lippen und die schwache Stimme, und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Das Dorf war weit weg, außer Sichtweite, lag hinter einer Böschung. Ich ging bis zu einer Stelle, wo ich hinab sehen konnte aufs Dorf, und mir schwindelte im Bewusstsein der riesigen Entfernung. Kein Mensch weit und breit, nur die hell gekleidete Gestalt meiner Mutter mit weißem Kopftuch lag inzwischen regungslos auf dem Rücken unter dem Birnbaum im Schatten und konnte nicht mehr, und ich war bei ihr gewesen und wusste nicht, was ich tun sollte für sie, und sie wusste nicht, was ich tun konnte für sie, aber gut, dass ich da war, dass sie mich bei sich hatte. Sie sah mich aus leidenden Augen an und hauchte: Ach, Buale ... Und alle Klage der Welt lag in diesen Worten und beschwerte mich, und ich konnte nicht bei ihr bleiben, flüchtete, ging auf Distanz, stand erstarrt da am Feldrain, vor mir lag das Werkzeug im Gras, Gabel und Rechen, und flehten, wieder von Mutter aufgehoben, wieder von ihr zur Hand genommen zu werden ...

Bei der Einmündung eines Feldwegs hielt ich. Erna wollte beim Auto bleiben, ich musste mich bewegen, ging an einem mit Büschen bewachsenen Graben entlang in Richtung der Fischweiher, am Fuße des Äckerbergs, der in sanften Bodenwellen mit Wiesen und Obstbäumen ansteigt. Auf seiner Kuppe dichter Waldbesatz, am Waldrand alte Eichen und eine Bank, von der aus man einen der schönsten Ausblicke ins Tal hat. Dort bin ich mit Mutter gewesen nicht lange nach Vaters Tod, als wir, bei meinen Besuchen, abends oft ein Fährchen, wie wir es nannten, machten. Mutter wollte die Felder abfahren, ich suchte Stellen meiner Kindheit. Wie wir Kinder noch klein waren und Vater noch kein Auto besaß, machten wir Sonntagspaziergänge hier herauf und pflückten Blumen. Jahrzehnte später saß Mutter neben mir auf der Bank, die Hände im Schoss, hinter uns ein Teppich von Immergrün, den ganzen Waldboden bedeckend. Von da hätten sie als Mädchen das Immergrün für die

Sträußchen an ihren Konfirmationskleidern geholt und auch das Immergrün für andere Festtage. Sie atmete mit geschlossenen Lidern tief durch, füllte die Lungen, labte sich an der Abendluft und dem warmen Licht des Sommertags, stimmte wehmütig mit hoher Stimme ein Lied aus ihrer Jugend an. Die Zeit kehrt nicht wieder.

Ich drehte um, Erna hatte ausgeraucht, sie fragte, warum die Glocken läuteten. Konnte es einen Zweifel geben? Nicht weil es Eins war. Die Kirchenglocken läuteten für meine Mutter, läuteten ihr Begräbnis ein.

Der Weg wurde noch einmal schwerer. Im unteren Dorf fließt die Tauber noch im offenen Bachbett. As Gärwegässle, rief ich aus. Wie oft war ich früher nicht diese schmale Steige herab zu meinem Kindheitsfreund Heinz gegangen, der am Ende des Dorfes wohnt. Bei jedem Haus, das wir passierten, tauchten im Geist die Bewohner auf, Lebende wie Tote, drei Generationen zurück. Kein Fleck ohne die Staubfahne der Erinnerung. Wir überquerten den Marktplatz, die Hauptstraße und sahen im Vorbeifahren durchs offene Friedhofstor schon die Grabstelle.

Ich parkte hinter einem dunkelblauen Transporter und fragte mich, ob es sein könnte, dass Mutter hinter den zwei geschlossenen Flügeltüren vor unserer Autohaube ins Dorf überführt worden war, doch war es kein Leichenwagen, ein Wagen ohne Aufschrift, der Wagen des Totengräbers?

Erna holte die Blumen aus dem Kofferraum. Wir sind uns einig darin: beide verabscheuen wir Trauerkränze. Erna hatte sich um den Strauß gekümmert, ihn am Morgen noch kurzfristig in einem Blumengeschäft telefonisch bestellt. Ich war ihr dankbar. Es war rasch entschieden: Rosen - rote Rosen sollten es sein, mit ein wenig Schleierkraut durchwebt vielleicht. Nicht originell, aber schön und passend. Für ein Gesteck, die gängige Alternative zum Kranz, wäre es auch längst zu spät gewesen. Wie es aussah, wollten wir unausgesprochen auch kein Gesteck, sonst hätte wir uns gekümmert. Im Aufwachen am Morgen, noch im Halbschlaf, hatte ich darüber nachgedacht, wie viele Rosen es sein sollten. Jedenfalls eine ungerade Zahl. Eine ungerade Zahl wirkt stabiler. Die Neun stellte sich ein. Die Neun ist mir sympathisch. In meinem Geburtsdatum gibt es dreimal die Neun, auch Mutter war im September geboren worden, trug die Neun sowohl im Geburtsmonat wie im Geburtsjahr. Gleich nach dem Frühstück war ich mit dem Auto noch vor die Stadt gefahren, ich konnte nicht daheim herumsitzen, musste allein sein, und als ich nach einer guten Stunde zurückkehrte, kam Erna grade mit dem Fahrrad vom Blumengeschäft. Am Küchentisch wickelte sie den Strauß aus dem braunen Papier und präsentierte ihn mir. Schön, sagte ich und fragte, wie viele Rosen es wären. Sie wusste es nicht, wunderte sich über meine Frage. Was war daran wichtig? Sie hob

den Strauß dichter ans Fenster und zählte durch: es waren elf. Ich nickte stumm. Elf fand ich auch in Ordnung. Vater war am 11.9. geboren worden und an einem 11.6. gestorben. Die Zahl Elf bedeutete mir kein böses Omen. Manchmal ist es das Beste, die Dinge laufen zu lassen, sich tot zu stellen. Erna ging hinaus, ich blieb allein mit den Blumen, roch daran: kein Duft, zumindest nicht der von Rosen. Bei der Berührung mit den Fingerkuppen fühlten sich die Blüten gehärtet an. Offenbar war der Strauß präpariert worden, haltbar gemacht für gewisse Zeit.

Gestern oder schon vorgestern hatte Erna mich gefragt, ob ich mich vor der Beerdigung fürchte. Ich zuckte die Achseln, sagte dann Nein. Nach einer kurzen Pause widerrief ich: Natürlich hätte ich ein bisschen Angst. Wenn ich ehrlich gewesen wäre, hätte ich zugeben müssen, dass ich vor jedem Augenblick dieses Tages Angst hatte, nichts als Angst, besetzt von ihr war und unfähig gemacht, mich zu rühren. Nur noch die Angst hielt mich zusammen die letzten Tage? - Wie schon immer?

Bevor wir durchs Friedhofstor traten, drückte Erna mir den Strauß in die Hand. Es war an mir, dem Sohn, die Blumen zu überbringen.

Nicht erst seit ihrem Tod dachte ich manchmal daran, wo die Stelle ihres Grabes wohl einmal sein würde, wie nah oder fern dem Grab meines Vaters. Eine Zeitlang verbreitete sie den Eindruck, sie könne sich sogar eine Feuerbestattung vorstellen, damit ihre Urne ins Grab ihres Mannes gebettet werden könnte. Doch scheint mir, dies war nur eine Gedankenspielerei, durch die sie auch austesten wollte, wie wir Kinder dazu standen. Ohne es jemals klar auszudrücken, wollte sie eine Erdbestattung. Das war ihr gewiss ein vertrauter Gedanke seit Kindesbeinen: wie ihre Vorfahren seit Generationen in der Heimerde des Dorffriedhofs zu liegen. Zuweilen brachte sie mir gegenüber oder im kleinen Kreis die Rede auf dieses Thema, und das Gespräch mündete immer in ihren Worten: Machd nach meim Doad midmer, wosser welld. Sie glaubte kein Recht zu haben, die Art ihrer Bestattung selbst zu bestimmen. Noch im Tod wollte sie niemandem lästig fallen. Ein Urnengrab wäre sicher für die Nachfahren bequemer gewesen. Als meine Schwester Britta mich nach Mutters Tod am Telefon fragte, ob ich mit einer Erdbestattung einverstanden sei, so als hätte ich wirklich mitzureden und es wäre nicht längst abgemacht, winkte ich nur ab. Mutters Botschaft war trotz ihrer scheinbaren Wankelmütigkeit und Unterwerfung unter den Willen ihrer Kinder allzeit klar gewesen, und die Vorstellung, ihrem Wunsch zu entsprechen, hatte gewiss nicht bloß für mich etwas so Selbstverständliches wie Versöhnliches. Ich glaube nicht, dass Mutter es im Sinn hatte, nicht einmal, dass ihr Unterbewusstsein darauf abzielte: aber in diesem Punkt vereinte sie uns.

Das Grab liegt am Ende des Hauptwegs. Der Aushub erschien riesig unter der grünen Kunststoffdecke, die wohl Rasen simulieren soll. Zuerst dachte ich, die blonde Frau, die dort herumwerkte, sei Britta, es war aber eine junge Frau, fast noch ein Mädchen, wahrscheinlich eine Mitarbeiterin des Bestatters, die soeben Kränze und Blumen auf dem Erdhügel drapierte. Sie zog sich nach einem kurzen, befangen wirkenden Gruß in die Sakristei zurück, besaß das Feingefühl, uns allein zu lassen. Auf der Schleife des einzigen Kranzes, der schon dalag, las ich: In Liebe und Dankbarkeit, Angelika mit Familie. Meine jüngste Schwester erfüllte die Erwartungen und hielt sich an die Konvention. Ich legte unseren Rosenstrauß daneben und trat dicht an die Grube, schaute in die Tiefe und wunderte mich, dass ich dem Anblick standhielt, er mich nicht einmal erschreckte. Erna hinter mir dagegen stieß einen Laut aus, als könne sie mich nicht an diesem Abgrund stehen sehen. Oder höre ich diesen Laut nur im Nachhinein? Handelt es sich um eine Art Echo aus meinem Inneren?

Ich trat einen Schritt zurück. Quer über ein paar Gräber schaute Vaters rötlicher Grabstein her. Die Gräber der Verliebten, der Eheleute, der Eltern bildeten momentlang einen unsichtbaren Brückenbogen aus. Vaters Grab liegt unmittelbar an der Friedhofsmauer. Seit Jahren hatte ich es nicht mehr besucht und auch jetzt war nicht der Augenblick. Mich zog es zur Aussegnungshalle, zum Sarg. Ich eilte voraus und beim Gang um das Kirchenschiff warf ich nochmals einen Blick zum Grab meines Vaters. Ein kugelförmiger, pflegeleichter Busch ersetzte unterdessen Blumen. Oder war es doch ein Rosenbäumchen?

Ein Grund für unsere frühzeitige Anreise war auch, dass ich die Grabstelle und den Sarg vor dem Begräbnis sehen wollte. Der Versuch der Entzerrung des Tages, seiner Einnahme in kleinen, verträglichen Dosen war das Ziel. Nicht dass alles zusammenfiele: Grab, Sarg, Familie, Trauergemeinde, Zeremoniell - und der Tod die Gelegenheit fände, sich in seiner Brutalität zusammenzuballen zur Faust. Ich fürchtete den Zusammenbruch und die Auflösung in Tränen.

Die Aussegnungshalle befindet sich im ehemaligen Schulhaus, das man auch als neues Rathaus bezeichnen könnte, was aber von den Alteingesessenen wohl keiner tun wird, es ist und bleibt das Schulhaus, auch wenn jetzt die Amtsstube des Bürgermeisters gleich neben der Aussegnungshalle eingerichtet ist und im zweiten Stock in dem größeren der beiden früheren Schulzimmer, demjenigen, das mit seiner breiten Fensterfront unter dem Walmdach auf die Straße hinab sieht, seit Jahren schon ein Heimatmuseum vor sich hin träumt. Das kleinere Klassenzimmer, in dem die Klassen eins bis vier unterrichtet worden waren, schaut auf den Friedhof und die Kirche. Sieben Schuljahre verbrachte ich in dieser Volksschule. Zu jener Zeit wurden die Toten bis zum Begräbnis noch zuhause aufgebahrt, und das schauerhafte

Wort Aussegnungshalle wurde uns Schülern zwei Stockwerke höher nicht beigebracht, wir wussten gar nicht, dass es so etwas gibt. Wo heute das zweiflügelige Holztor in die Halle führt und ich Mutters Leichnam im hoffentlich geschlossenen Sarg erwartete - ich wollte sie als Tote nicht sehen -, lagen damals hinter der dicken Hausmauer die nur vom Hausflur zugänglichen sogenannten Knabenaborte.

Vor der Halle hat man inzwischen mehr Raum für die Trauergäste geschaffen. Ehemals war hier nur ein kleiner Platz, den die Lehrer für sich nutzen konnten. Daneben fingen gleich die Gräber an. Im Laufe der Zeit wuchs bei den Leuten die Akzeptanz für Urnengräber. Erdgräber sind entsprechend weniger gefragt. Als Kind lernte ich, unser Dorf zähle um die 500 Seelen. Das stimmt immer noch, zieht man die Einwohnerzahl der Eingemeindungen nach der Gebietsreform in den 70er Jahren ab. Die Sterblichkeitsrate ist gering, so dass der Friedhof, der die alte Wehrkirche mit seinem schlichten Fachwerk hufeisenförmig einfasst, nicht mehr ausgelastet ist und man die Gräber nahe der Halle mit Rasen besäen konnte. Eine Ruhebank steht da. Indem sie keine Lehne hat, kann man sich frei sowohl der Aussegnungshalle als auch den Gräbern zuwenden.

Noch niemand da, aber eine seltsame Leere und Stille. Ahnte ich es schon? Ich drückte so bang wie entschlossen die schmiedeeiserne Klinke, das Tor war zugeschlossen. Unwillkürlich schaute ich aufs Schloss: auch kein Schlüssel steckte im Zylinder. Erna entdeckte Bewegung anderswo. Das kleine Friedhofstor mit dem steinernen Rundbogen rahmte mein Elternhaus. Das sei doch Leo. Er strebte über die Staffel hinauf in den Hof und der Haustür entgegen, rief einem grauhaarigen Mann, der in Begleitung einer Frau mit langen schwarzen Haaren die Straße heraufkam, etwas zu. Ich sah das Paar nur von hinten, aber der Mann war eindeutig mein Kuseng Manfred, seine Gestalt und sein Gang sind mir vertraut. War die Frau dicht an seiner Seite die Enkeltochter? Ich wusste nicht mal mehr, ob er eine Enkeltochter hat. Wenn ja, dann ist sie inzwischen erwachsen. So lange schon hatte ich ihn nicht mehr besucht in seinem Haus am Dorfrand.

Dass Leo, der Erstgeborene von uns fünf Geschwistern, das Elternhaus ansteuern würde, war zu erwarten. Er lebt in H. und hatte noch eine längere Anfahrt als wir. Möglicherweise war er mit seiner Familie gestern schon angereist und sie hatten im Haus übernachtet. Manfreds Erscheinen dagegen fand ich ungewöhnlich. Ich hätte geschätzt, man trifft sich allgemein in der Aussegnungshalle vor dem Sarg. Möglich immerhin, dass sich meine Geschwister untereinander verabredet hatten, sich im Haus zu versammeln, wenn es mir auch wenig wahrscheinlich und eigentlich als zu großer Aufwand erschien - aber meinetwegen! Sich zu treffen und einen größeren Verwandtschaftskreis einzuladen, fand ich befremdlich.

Falls es doch geschehen war, hatte *mich* diese Einladung nicht erreicht. Ich wäre auch dann nicht gekommen. Jeder konnte sich das ausrechnen. Trotzdem spürte ich einen Stich. Es hätte sich in jedem Fall gehört, mich einzubeziehen, dachte ich unterschwellig, mich wenigstens zu informieren über das Telefon oder eine Mail. Das war nicht passiert. Ich wunderte mich. Man hatte mich vergessen. Man vergisst den, man denkt an den nicht, den man nicht dabei haben will?

Und gab es wirklich Anlass, mich zu wundern? - Als ich zuletzt mit Britta telefonierte, fragte sie, ob ich überhaupt zur Beerdigung käme. Wie konnte sie! Was für eine Frage! So also hatte sich ihr Bild von mir in den vergangenen Jahren verändert, so schätzte sie mich und das Verhältnis, das ich zu Mutter hatte, inzwischen ein. Ich erzählte Erna davon und ihr stellten sich die Stacheln auf. Sie empfand eine solche Infragestellung vielleicht noch stärker als ich als Affront, natürlich auch gegen sich. Schon öfter hatten wir uns in den zurückliegenden Jahren über das stetig näher rückende, unvermeidliche Ereignis des Todes und Begräbnisses meiner Mutter unterhalten, und manchmal hatte Erna dann gesagt, sie könne mich zum Begräbnis unmöglich alleine fahren lassen. Sie kennt meine Geschichte und Verletzungen wie sonst niemand. Sie fürchtete um mich und meinte, mich beschützen zu müssen. Geht es um meine Familie, erlebe ich sie oft kämpferisch und geneigt, sich in eine Amazone zu verwandeln.

Und auch Mutter brachte immer wieder das Gespräch auf ihre Beerdigung und wünschte sich nichts sehnlicher, als dass wir Kinder keinen Streit anfangen würden. Dess fällt eich noch ei, ann meim Groob zu streide. Dess winschi mirr: Dass ihr eich verdroochd. Ihr seid doch Gschwider. Und das hörte sich weniger nach einem Wunsch als einem Befehl an.

Was mich angeht, empfand ich mich von allen drei Möglichkeiten himmelweit entfernt: davon, Mutters Begräbnis nicht mitzumachen, Ernas Schutz zu brauchen (wohl aber bräuchte ich ihren Beistand) und mich an Mutters Grab auf einen Streit einzulassen. Doch wer konnte schon sagen, wie labil und fragil alles sein würde, in welche Schublade ich rutschen, wie rückfällig ich werden konnte?

Übrigens bin ich bereit, Britta zu entschuldigen, ihr einiges nachzusehen. An ihr blieb das meiste hängen. Den Satz, ob ich zur Beerdigung überhaupt käme, zähle ich zu den üblichen Gedankenlosigkeiten, die jeder immer wieder begehrt, oftmals ohne von ihm selber wahrgenommen zu werden, zähle ihn zu den Sätzen, bei denen man, bevor sie über die Lippen geglitten sind, schon bereut, sie nicht mehr zurückhalten zu können, schreibe ihn Brittas Verfassung nach Mutters Tod zu. Sie hatte Mutter tot im Bett gefunden, musste sich

anschließend, mit Erwin, ihrem Mann, um alles kümmern, das Nötige in die Wege leiten, wirkte bei unserem Telefonat ein bisschen durcheinander und daneben.

Britta hatte Mutter vor sechs, sieben Jahren - damals war sie neunzig Jahre alt - zu sich nach R., das von Wettringen keine zehn Autominuten entfernt liegt, geholt und in ihre Familie aufgenommen, nachdem sie im Haus gestürzt war, sich den Oberschenkel gebrochen hatte und im Anschluss an den langwierigen Genesungsprozess nicht mehr alleine in dem großen Haus leben konnte. Zu jener Zeit war Vater schon zweiundzwanzig Jahre tot, die Wohnung aber sah noch aus wie zu seinen Lebzeiten, selbst sein Schreibtisch wirkte, als wäre er nur kurz zur Türe hinaus gegangen. Und auch nach Mutters erzwungenem Auszug blieb alles mehr oder weniger unangetastet. Mutter besaß lebenslanges Wohnrecht und mein Bruder Bernhard, der Haus und Hof geerbt hatte, konnte zu ihren Lebzeiten nur bedingt auf mein Elternhaus zugreifen.

Meine Schwestern besaßen noch Hausschlüssel, und Mutter übertrug Britta eine Vollmacht für ihr Konto. Britta kam noch gelegentlich, um Sachen für sie zu holen. Ab und zu brachte eins der Geschwister sie zurück ins Haus zu einer Art Museumsbesuch mit Kaffeetrinken, wozu man dann auch die Nachbarin einlud. Mehr als das Erdgeschoss konnte sie aber nicht besichtigen, weil sie die Treppe nicht mehr hinauf kam. Und anschließend schob man sie im Rollstuhl zu Vaters Grab. Am Kirchweihsonntag sorgte man dafür, dass sie wieder mal unter die Leute kam und auflebte bei einem Wirtshausbesuch. Haus und Hof und das ganze Dorf aber waren für sie zu einem Ort der Erinnerung geworden.

Besuche wie aus einem bösen Traum: Alles wie früher, alles noch da, zum Greifen nah, und doch unerreichbar. Möchte man da nicht am liebsten gleich ganz wegbleiben?

Auf ihre Räume warf niemand ein begehrlisches Auge, sie wurden nicht gebraucht, weder von Bernhard, noch von einem seiner inzwischen erwachsenen vier Söhne, die ausgeflogen sind. Im Zuge von Heirat und Hofübernahme hatte Bernhard den ans Elternhaus angebauten Viehstall zum Wohnhaus umgebaut, was möglich war und sich anbot, weil man die Kühe abgeschafft hatte, sich ganz auf die Schweinezucht verlegte und im Rücken der Scheune auf dem Hofacker einen neuen Schweinestall baute. So steht mein Elternhaus seit Mutters Sturz leer.

Hier war vorerst nichts zu erwarten. Erna und ich setzten unseren Weg fort, versuchten weiterhin, unseren Plan umzusetzen, der vor allem *mein* Plan war, als Ziel hatte, meinem Wunsch nach Unsichtbarkeit so nahe wie möglich zu kommen, möglichst wenig Berührungsfläche anzubieten, und als nächstes vorsah, den Rest der Zeit bis zur Beerdigung

noch irgendwo in der Flur zu verbringen und erst kurz vor der Zeremonie, möglichst als letzte, zu den anderen zu stoßen.

Wir fuhren zum Dorfsee am Waldrand, in der Annahme, um diese Tageszeit unter der Woche ungestört zu sein, ein fremdes Paar mittleren Alters mit Fahrrädern war aber gerade dabei, sich auf der Liegewiese auszubreiten. Es fiel mir schwer, ihren freundlichen Gruß zu erwidern. Sie mussten sich wie Eindringlinge fühlen, so abweisend wie wir - ich vorneweg - an ihnen vorbei gingen. Ich blieb am Ufer stehen, setzte mich nicht, wie ich es immer gerne getan hatte, auf die Staffeln aus Naturstein, die in den Badesees führen. Das Wasser war trüb, und grünliche Schlieren bewegten sich träge. Der See machte den Eindruck, in Gefahr zu sein, umzukippen.

Das Ufer entlang verlief ein breiter gemähter Streifen. Er führte zum Sprungbrett und der Bank daneben. Erna wollte dort bleiben, mich hielt es nicht. Halb schickte sie mich, halb ließ sie mich ziehen. Jeder wollte ein bisschen für sich sein. Am See war kein Platz, für mich zu sein, für mich sein konnte ich nur im Gehen, ging zur Straße zurück, die weiter nach Grüb hinauf führt, in den Weiler, der schon immer oder jedenfalls schon sehr lange zum Dorf gehört: die Kinder gingen in unsere Schule, die Toten werden auf unserem Friedhof begraben.

Auf der anderen Straßenseite erhebt sich der Vögelbuck, der sowas ist wie der Hausberg des Dorfes und, was mich angeht, noch etwas mehr: eine Art heiliger Berg ist er für mich oder war es lange Zeit. Es ist der Schlittenberg und der Berg, auf dem man um Lagerfeuer hockte, Trinkgelage abhielt und Liebesspiele trieb.

Zu früheren Zeiten durfte man, wie noch auf ein paar anderen erhabenen Stellen in der Gemarkung, Vögel dort fangen, der Hügel ist aber der einzige ehemalige Vogelherd, der seine einstige Bestimmung noch im Flurnamen trägt. Vielleicht hat er aus jener sagenhaften Zeit auch seine Kahlheit behalten. Nur den Hang hinauf steigt eine Reihe alter Obstbäume, wie Knöpfe, je nach Mode auf grüner, grauer, brauner oder weißer Weste. Er ist das einzige baumlose Stück der sonst dicht bewaldeten hinziehenden Hügelkette, die das Tal im Süden einfasst.

Von dort oben hat man ein Panorama vor sich wie auf einer Ansichtskarte, und würde ich eine solche planen, wäre dieser Ausblick sicher mein bevorzugtes Motiv. Ebenso, wenn ich mir vorstelle, von höherer Stelle die Vorgabe bekommen zu haben, auf eine lange Reise nur ein einziges Foto oder Gemälde als Andenken an mein Heimatdorf mitnehmen zu dürfen. Den besonderen Reiz bezieht das Motiv hauptsächlich aus der Staffelung der Bildelemente: dem Vögelbuck vorgelagert wellt sich der Zehntberg mit seinen Obstbäumen, eine Fülle weißer Bommeln im Frühling, mit den rot, gelb und blau gesprenkelten Zweigen von den Äpfeln,

Birnen und Zwetschgen im Herbst, ein Blickfang und ein Spielplatz für die Phantasie zu jeder Zeit, auch im Sommer, wenn das Obst noch klein und alles einfach nur grün ist in vielerlei Abstufungen und man höchstens glaubt, sich im hohen Gras tummelnde weiße Schmetterlinge aufblitzen zu sehen, und im Winter, wenn die kahlen Bäume als fremde Schriftzeichen im Schnee erscheinen oder aussehen wie ein Volk von Tänzern, festgefroren im Moment der Ekstase. Vom Zehntberg weg, der früher einen Gerichtsplatz abgab, dehnen sich die Felder bis zum Dorf im Mittelgrund. Man betrachtet die Gebäude aus der Vogelperspektive und hat alles so deutlich vor sich wie in einem Wimmelbuch. Auch unser Anwesen ist zu sehen, und bewegt sich jemand auf dem Hofacker, kann man erraten, wer aus der Familie es ist. Ein sehr scharfes Auge kann sogar die Zeit von den goldenen Zeigern der Kirchturmuhre ablesen. Im Osten verlässt die Tauber als grün besetztes Bändchen den Ort und wird bald verdeckt von den hohen Bäumen des abfallenden Waldrands gleich hier beim Vögelbuck. Jenseits des Dorfes beginnen wieder die Felder und verlaufen sich, wie diesseits beim Zehntberg, in ansteigendem Obstland. Über den Westen bis Norden umgeben dichte Waldhügel das Tal und beschließen ihren weiten Bogen mit der höchsten Erhebung, dem durch seine Baumkuppe charakteristischen Äckerberg. An seiner östlichen Flanke öffnet sich das Land, und bei klarer Sicht kann man am Horizont die fünfzehn Kilometer entfernten Türme von Rothenburg ausmachen.

Besuchte ich Mutter nach Wochen der Abwesenheit, musste ich mich, bevor ich mich am Mittagstisch niederließ oder für länger in meiner Mansarde verschwand, Haus und Hof besichtigen und spätestens am frühen Nachmittag die Flur begehen, wie um mich wieder des Ortes und des Bodens unter meinen Füßen zu vergewissern. Dieses Begrüßungsritual schloss auch einen Besuch des Vögelbucks mit ein, und geschah es doch einmal, dass ich während der drei bis fünf Tage, die ich im Elternhaus verbrachte, nicht dort hinaufstieg, fehlte mir was, stimmte was nicht.

Schon wenn ich mich bei der Anreise dem Dunstkreis der Ortschaft näherte, veränderte sich wie bei einem Chamäleon meine Farbe. Jeder Blinde konnte das sehen. Die Heimatluft hat ein spezielles Aroma, besitzt eine eigene Süße und Bitterkeit. Es dauerte immer, bis ich mich akklimatisiert hatte und mein Fremdeln ablegte.

Der Vögelbuck ist auch in meine Literatur eingegangen. Auf dem Hügel heben zwei meiner frühen Erzählungen an. In "Das Interview" hat sich dort oben ein Schriftsteller mit einem bekannten Buchkritiker verabredet. Er hat dem Interviewwunsch zugesagt, obwohl er das Urteil des Kritikers fürchtet, dem der Ruf des "Reißwolfs" vorausseilt. Im Lauf des Gesprächs, beim Gang durch verschneiten Wald, auf dem Grat der Frankenhöhe, für den Schriftsteller auf

vertrautem Gelände, nähern sie sich an, erzählen sich gegenseitig von ihrem Werdegang, und was als eine Art Duell begann, endet als zartes Versprechen künftiger Freundschaft.

In der anderen Erzählung, "Die Verwunschenen", ist es ebenfalls ein Schriftsteller, der den Hügel besteigt, in der Hand eine Mappe mit den Dichtungen seiner Jugend. Er hat sie als einziges und letztes Ding aus seinem ehemaligen Zimmer im Elternhaus mitgenommen. Es ist der Tag nach dem Begräbnis seines Vaters. Nur des Begräbnisses wegen ist er zurückgekehrt. Er wirft die Mappe in eine Hecke und geht hinab zum See. Dort begegnet ihm ein Mädchen, das ihn an seine Jugendliebe erinnert. Wie sich am Ende herausstellt, ist das Mädchen seine Tochter, gezeugt in der Nacht vor seiner Abreise beim Heimatfest. Ohne Abschied hat er sich aus dem Staub gemacht. Er hat damals den Vater, mit dem ihm nur noch ein böses Schweigen verband, geflohen und das Schweigen ins Unendliche fortgesetzt. Nun, bei seiner Rückkehr, findet er im Dorf seine Jugendliebe wieder und das Geschenk einer Tochter.

Beides sind Erlösergeschichten mit freundlicher Aussicht. Und als sei ich dazu verdammt, spiele ich in fast all meinen Geschichten dieses Muster in Varianten immer wieder durch bis zum heutigen Tag.

Ähnlich dem Schriftsteller aus den "Verwunschenen", hatte auch ich mein Elternhaus seit Jahren nicht mehr betreten. Seit Mutter bei Britta lebte, war ich ein einziges Mal noch in meiner Mansarde gewesen, und das war sechs Jahre her. Hatten wir Mutter in ihrem neuen Zuhause besucht, machten wir auf der Heimfahrt nach Coburg noch manchmal den Schlenker über Wettringen. Erna fragte dann, wozu denn noch? Ich wusste es auch nicht. Mal wieder durchfahren. Kommt man von R. liegt der Vögelbuck rechter Hand am Talrand, mein Auge wanderte ganz automatisch da hinüber, einen Abstecher dorthin zu machen, hatte ich nie das Bedürfnis. Kaum einmal sind wir beim Durchqueren der Ortschaft von der Hauptstraße abgebogen zu unserem Haus. Das ganze Dorf erschien mir schrecklich abgelebt und öde. Kein Grund, auszusteigen. Alles ausgelutscht, leere Hüllen. Ein Überdruß an allem, was ich sah, erfüllte mich, ich war nahe am Ekel. Nichts wie weiter. Die Flasche, die etikettiert war mit "Heimat", schien geleert bis zum letzten Tropfen. Erna hatte recht. Was wollte ich hier noch? Was hatte ich hier noch zu suchen?

Auch heute hielt sich die Anziehungskraft des Vögelbucks in Grenzen, und mich schwächte allein schon die Vorstellung, den eigenen Spuren zu folgen. Aber wie in Ermangelung einer gangbaren Alternative, bog ich in den Grasweg ein, der an Zwetschgenbäumen vorbei nach oben führt.

Kurz vorher hatte ich mir noch überlegt, drüben am Waldrand nachzusehen, ob die Wicken blühten. Einmal waren Mutter und ich dort spazieren gegangen und sie hatte die Wicken

entdeckt und sich ein Sträußchen gepflückt. Ich hatte bis dahin noch nicht gewusst, dass sie Wicken zu ihren Lieblingsblumen zählte. Den Gedanken, nachzusehen, verwarf ich aber sogleich. Die vergangenen Tage hatte ich öfter darüber nachgedacht, ob ich ihr etwas ins Grab mitgeben könnte, etwas Persönliches, ein Liebesding, einen Talisman. Zu meinen Talenten gehört das Finden vierblättriger Kleeblätter, ich muss sie nicht suchen, oft erkenne ich sie am Wegrand sogar mitten in einem Gespräch. Gleichsam blinzeln sie mir zu, drängen sich mir auf und ich sehe mich dann verpflichtet, sie zu pflücken und in einem Buch zu pressen. Manchmal schon hatte ich solche Glückskleeblätter in Trauerkarten geklebt. Für Mutter kamen sie nicht infrage und auch nichts anderes, was mir bisher eingefallen war. Jede Geste, jeder noch so poetische Einfall hatte etwas Gesuchtes, erschien mir abgeschmackt und dem Tag und der Stunde nicht angemessen.

War es statt dessen nicht angemessen, nur mich zu geben kraft meiner Anwesenheit? Und mich so wenig wie möglich in den Lauf der Ereignisse einzumischen, mich herauszuhalten? Dieses Gefühl hatte ich schon bald nach der Todesnachricht.

Es war da auch eine Sperre. Mutter wollte eine normale Beerdigung, traditionell, und es war mir, als würde sich in diesem Ritus meine Mutter am ehesten verkörpern und ich könnte, nähme ich die Beerdigung so entgegen, noch etwas von meiner Mutter darin erhaschen und mitnehmen.

Auf halber Höhe drehte ich um, ich hatte Herzklopfen, weiter oben nur noch mannshoch blühendes Gras, von dem ich fürchtete, dass mir der Samen an den Hosenbeinen haften bliebe und sie grün färbte. Auf einmal hatte ich Angst, zu spät zu kommen. Trotz Brille konnte ich die Zeit nicht ablesen von der Kirchturmuhre. Sonst so sicher im Abschätzen der Zeit, hatte ich den Sinn dafür verloren. Ernas weiße Bluse leuchtete mir entgegen. Sie saß immer noch still und treu auf der Bank und wartete auf mich.

Das Paar mit den Fahrrädern war verschwunden, dafür umrundete jemand mit Hunden das Ufer. Der Bogen um Hunde kann für Erna gar nicht groß genug sein, deshalb nahmen wir den Fahrweg zum Parkplatz zurück, wo uns ein Wohnmobil empfing, die Front auf unser Auto gerichtet, ebenso die Augen des Mannes, der daneben eine Zigarette rauchte. So ins Visier genommen, konnten wir die Absicht vergessen, unsere Kleider hier ganz der Trauerfeier anzupassen. Überall fremde Platzhirsche und wir das einheimische scheue Wild.

Das Wild nahm Reißaus. Wir führen die Stichstraße zurück. Um die Ecke am Waldrand gibt es eine Bucht, auf der ich schon einmal Baumstämme gelagert sah. Dorthin bog ich ab. Keine Baumstämme da, umso mehr Platz zum Parken. Fährt man den gut befestigten Weg durch den Wald weiter, kommt man nach Theuerbronn. Einheimische benutzen ihn als Schleichweg,

auch wenn seine Benutzung nur für den Forstbetrieb und Anlieger erlaubt ist. Beide Augen zgedrückt, könnte man mir das Recht zur Durchquerung sogar einräumen. Denn rechts des Weges beginnt unmittelbar Schmidts Wald. Schmidt ist der Mädchenname meiner Mutter. Es ist der Wald ihrer Kindheit.

Knapp hinter dem Waldrand muss es gewesen sein. Ihr Vater besaß ein kleines weißes Hündchen, er hatte es frei laufen lassen und das Hündchen hatte einen Fuchs erschnuppert, vielleicht auch verfolgt, war jedenfalls in eine Fuchshöhle geraten. Es muss fürchterlich gejault haben beim Versuch, wieder herauszukommen, aber es schaffte es nicht. Herzerreißendes Geheul, das nicht aufhören will. Der Vater ruft es, antwortet seinem Hündchen, versucht es zu locken, stundenlang. Auch noch am folgenden Tag ein Wimmern, das auf- und abebbt, seltener wird, er stirbt. Ein heimkehrender untröstlicher Vater, dem das Schicksal seines täglichen Begleiters so nahe geht, dass er weint.

Eine kleine Tragödie, die sich dem Familiengedächtnis eingeprägt hat. Mutter hatte die Geschichte selbst nur aus zweiter Hand, von ihrer Mutter, vielleicht auch von den älteren Geschwistern, war selber noch zu klein oder noch gar nicht geboren, gab die Begebenheit aber fast so an uns Kinder weiter, als wäre sie Zeugin gewesen, erzählte sie mehr als einmal, angespornt auch durch meinen Wunsch: Wi woar dess schnell nochemoll mid deem Vadder seim Hindle?

Stolz ist ein Wort, das mir nicht leicht über die Lippen kommt, aber ein bisschen stolz bin ich, dass ich Mutter bewegen konnte, Aufzeichnungen zu machen, und mein Stolz erstreckt sich auch auf sie, weil sie ihre Hemmungen überwand. So begegnete sie auch ihrem Mangel an Selbstwertgefühl.

Sie hat ja nach ihren sieben Jahren Volksschule, den Briefen an Vater in der französischen Gefangenschaft (die Fundgrube, den kleinen Schatz des Briefwechsels zwischen dem sich schon seit der Schulzeit versprochenen Liebespaar hat Mutter leider beiseite geschafft, mir gegenüber mit der Begründung, die Briefe gingen niemanden etwas an) und dem Besuch der Landwirtschaftlichen Hauswirtschaftsschule in Rothenburg nur noch wenig geschrieben, hauptsächlich Einkaufszettel, mal auch ein Rezept notiert, die Etiketten der Geleegläser und des Eingefrorenen beschriftet, uns Kindern, kamen wir später aus der Schule, einen auf den Küchentisch neben den Teller gelegten Zettel mit dem Hinweis, auf welches Feld wir nach den Hausaufgaben kommen sollten. Gelegentlich musste sie auch eine Unterschrift unter ein Dokument, ein Formular setzen. Vater und nach dessen Tod meine Schwestern verrichteten alles Schriftliche für sie. Hatte sie mich gerade bei der Hand, musste ich anfallende Trauerkarten schreiben. Wir besprachen den meist formelhaft kurzen Text und ich

unterzeichnete mit "Lisbeth Kern mit Familie". Dann fragte mich die Unsichere auch einmal, wie groß der Geldschein sein sollte, den sie beizulegen gedachte. Ausgerechnet mich fragte sie das! wo ich doch in dieser Angelegenheit der größte Grünschnabel alle Zeiten bin und ein rigoroser Gegner von Geldbeigaben statt Blumen. So praktisch bin ich nicht veranlagt. Ich besitze aber eine kleine Kostbarkeit: Ein Heft, ihr überreicht vom Standesamt nach meiner Geburt, mit dem Titel "Mutter und Kind", eine Anleitung zur Säuglingspflege mit der Möglichkeit, in vorgegebene Rubriken die Daten des Säuglings einzutragen. Sie füllte mit Kuli aus: Name (in der Reihenfolge: zweiter Vorname, Rufname, Familienname), Größe bei der Geburt, Geburtsgewicht in Gramm, Geburtstag, Anheben des Kopfes. Letzteres "mit zehn Tagen". Die Zeilen für die weiteren Entwicklungsstufen zwischen "Erstes Lächeln" und "Freies Sitzen" blieben dann frei. Beim Durchblättern des vergilbten Zeitdokuments und Betrachten ihrer Einträge aber kann ich wieder ihre Nähe und Zärtlichkeit spüren aus unseren ersten gemeinsamen Tagen. Sie waren groß. Und froh bin ich, das Heft zu besitzen.

Die Handschrift ist ein Spiegel, in den Mutter nicht gerne blickte. Wer ist die Schönste im ganzen Land? Die alte Frau mit den Runzeln im Gesicht, die immer tiefer und zahlreicher wurden und nicht nur vom Alter kamen, sondern Veranlagung waren, bestimmt nicht! Andere in ihrem Alter hatten doch noch so glatte Haut. Und andere hatten eine schöne Schrift ... Neben Vaters schneidigen Schwüngen wirkten ihre Schriftzüge wie die von Aschenputtel. Aschenputtel wurde erlöst. Mutter dagegen musste beklagen, gar nicht mehr richtig schreiben zu können, es verlernt zu haben, immer wieder zu stolpern, hängen zu bleiben, und oft wusste sie nicht mehr, wie man die Worte richtig schreibt. Seit jeher hatte sie geglaubt, sich nicht ausdrücken zu können, sich schämen zu müssen für Inhalt und Form.

Und wer fragte denn überhaupt nach ihr? Einen Stift in die Hand zu nehmen, Papier vor sich hinzulegen, um Erinnerungen aufzuschreiben: ich glaube, das ging auch nur im leeren Haus - als Vater tot war und niemand sie belächeln oder gar verhöhnen konnte. Sie musste alles um sich vergessen, über die Augen der Toten wie der Lebenden hinwegsehen, denke ich mir, um eintauchen zu können in ihr Leben. Zeit und Muße hatte sie in den langen Jahren ihres Alleinlebens ja genug.

Es war zur Zeit der Niederschrift von "Meine Oma". Die bewusste Großmutter ist Mutters Schwiegermutter, die Frau vor ihr im Haus, die Bäuerin und Herrin, unter der sie als junge Frau ins Haus eingetreten ist als Vaters Braut und als Magd. Vor der Ehe sollte sie noch irgendwo Dienst auf einem Hof tun, Vater meinte, das könne sie auch bei seiner Mutter: was sie anderswo lerne, lerne sie auch bei ihr, und wahrscheinlich besser als sonst wo. Außerdem habe er sie dann gleich in seiner Nähe. Mutter ließ sich darauf ein. Und einer der

einprägsamsten, unvergesslichen Sätze meiner Mutter ist, sie sei als Magd ins Haus gekommen und immer Magd geblieben. Mit einem Tupfer aus Lachen dekoriert. Ohne Mutters Mithilfe hätte ich das Buch gar nicht schreiben können, in gewisser Weise war sie meine Co-Autorin. Eigentlich hatte ich nur vorgehabt, mein persönliches Porträt von Oma abzuliefern, der Frau, die so großen Einfluss auf das Denken und die Stimmung im Haus hatte. Und wenn sich das Buch dann zu einem Familien- und Zeitporträt ausgewachsen hat, verdanke ich das Mutters Wissen und ihren Erzählungen. Öfter rief ich sie von zuhause aus an und holte Details ein, sie gab immer freigiebig Auskunft, auch wenn sie befürchten musste, dass ich Dinge schrieb und ans Licht brachte, deren Veröffentlichung ihr nicht angenehm sein könnten. Ihr Mitteilungsbedürfnis aber war stärker als ihre Bedenken, oder sie vertraute darauf, dass ich es schon recht machen würde.

In diesem Zusammenhang schlug ich ihr vor, doch selber mal zum Stift zu greifen und von sich zu erzählen, von ihrer Kindheit, von der wir Geschwister doch so wenig wüssten. Oh, sie wüsste schon einiges zu erzählen, sagte sie, wiegelte aber sofort ab, schob alles vor, was ich oben erwähnte, und ich dachte nicht im Traum daran, sie ließe sich von meinem Wunsch anstecken. Umso erstaunter war ich, als sie beim nächsten Besuch einen Schreibblock aus der Schublade zog. Sie habe jetzt doch mal was geschrieben. Sie hielt mir den Block hin mit einer Geste, die sagte: Mach damit, was du willst. Eine Schülerin, die ihre Probe abgibt und der man aus dem Gesicht ablesen kann, dass sie sich nicht vorstellen kann, bestanden zu haben. Dahinter aber offenbarte sich für einen Moment ein scheues, verletzliches Mädchen. Und heute noch möchte ich vor dieser flüchtigsten aller Erscheinungen in die Knie gehen.

War mein Schreiben, wenn es solche Augenblicke nach sich ziehen und hervorrufen konnte, nicht richtig? Gegen alle Zweifel, Anfechtungen und Anfeindungen, von innen wie außen -

Und vielleicht täusche ich mich und Mutter hat bei der Niederschrift doch ein Augenpaar auf sich ruhen lassen, das freundlich-hilfreiche Augenpaar ihres Vaters.

Wenn ich an meine ersten Erinnerungen zurück denke, so sind das die Spaziergänge mit meinem Vater. Als kleinste von 5 Kindern musste ich noch nicht in die Schule. So sehe ich mich, wie ich über die Wiesen hüpfte und Blumen pflückte. Unser Weg ging meistens bis zum Wald, dort stand eine Bank, auf der wir uns ausruhten, und einen schönen Blick auf unser Dorf hatten. An unserer Wiese vorbei floß ein kleiner Bach. Damals schwammen noch kleine Fische darin. Vater freute sich sie mir zu zeigen und ich durfte immer darüber hüpfen und Papa fing mich auf. Außerdem zeigte er mir all die kleinen Tierchen, die Frösche, die

Grashüpfer und was es so alles gab. Jedenfalls legte er den Grundstein daß ich die Natur mit offenen Augen beobachtete.

Vater war sehr krank, deshalb hatte er so viel Zeit für mich. Im Beergarten hinter der Holzlege war eine überdachte Liege und ich durfte immer bei ihm spielen. Mutter hatte ja keine Zeit, weil sie sich um alles kümmern musste. Dann kam auch ich in die Schule. Wir hatten es einfach gleich im Dorf, in der Pause durften wir schnell heim zum Brot holen. Vor der Schule war ein kleiner Röhrenbrunnen, dort tranken wir Wasser.

Vater wurde immer kränker u. musste meistens liegen. Er freute sich wenn Samstag Abends die große Blechbadewanne in die warme Stube kam und wir alle gebadet wurden. Er ließ uns antreten und war so froh daß wir alle 5 gesund u. gerade gewachsen waren. Noch ein paar schöne Erinnerungen habe ich an Papa, wie er auf dem Sofa lag und ich zwischen Kommode und Sofa in die Schlafstube springe und er mich mit einem kleinen Stock immer erwischen wollte. Für mich war das ein schöner Spaß u. Vater freute sich. Das waren meine unbeschwertesten Kinderjahre.

Dann kam die Zeit, daß Vater nur noch im Bett lag. Er hatte Tuberkulose und ich kann mich noch erinnern, daß er öfters Blut gebrochen hat. Für Mutter wars eine schwere Zeit.

Morgens wenn wir in die Schule gingen, schauten wir noch zu Ihm. Seine letzten Worte an mich waren „Behüt Dich Gott Mäusel“ Am 9. Juni 1932 starb er mit 42 Jahren. Nun stand Mutter da, mit 5 Kindern die alle noch zur Schule gingen.

Es begann eine traurige Zeit. Mutter hatte sich bei Vaters Pflege angesteckt und mußte in Erholung. Wir wurden vom Gesundheitsamt ständig kontrolliert, weil wir Kinder auch irgend etwas abgekriegt hatten. Eine Cusine von uns führte in dieser Zeit bei uns den Haushalt. Wir hatten aber auch einen Bauernhof, dazu mußten wir einen Knecht andingen. Im Stall halfen die älteren Geschwister mit. Als Mutter heim kam mußte sie sich auch noch schonen, dazu waren wir auch sehr arm. Mutter wusste oft nicht wie sie den Lohn für den Knecht bezahlen sollte, obwohl er damals ja so gering war. Als dann die beiden großen Geschwister aus der Schule kamen, schafften wir alles alleine. Im Stall hatten wir 5 Küh einige Schweine und unser Pferd „Mohrle“ und ein paar Kälber Wiesen Äcker und Wald. Aber es war alles Handarbeit. 2 Onkels halfen uns bei der schwersten Arbeit. Wir waren eigentlich noch lauter Kinder u. mußten alle fest mithelfen. Zu Essen hatten wir eigentlich. Es wurde 1 oder 2x im Jahr ein Schwein geschlachtet, von der Milch (Rahm) wurde Butter gemacht. Das Getreide teils zu Mehl. Jede Woche wurde einmal gebacken. Manchmal hatten wir keine 10 Pf. zum

Hefe kaufen, dann nahmen wir dazu ein Ei mit. Hühner hatten wir natürlich auch. Die Jahre vergingen. Es kam die Nazizeit. Man traf sich halt manche Woche zum Unterhalten, Singen u. Lesen, das war für uns alles ganz harmlos. 1939 wurde ich als letztes von uns 5 Kindern konfirmiert. Unsere Schulzeit war mit der 7. Klasse zu Ende. Von da an war man fest in der Arbeit eingeplant. Mein Bruder Georg besuchte dann im Winter die Landwirtschaftliche Winterschule in Rothenburg. Bruder Karl erlernte das Schreinerhandwerk bei Haberäcker im Dorf. Schwester Gretl ging als Hausmädchen nach Dombühl ins Forsthaus. Mathilde war schon mit Bartels Karl verlobt. Er war beim Arbeitsdienst und wurde nachher Soldat bei der Wehrmacht bei den Bamberger Reitern. Ein sehr hübscher schneidiger junger Mann. Es war die Zeit, in der wir Jungen alle begeisterte BDM Mädchen u. Hitlerjungen waren. Kümmerten uns aber nicht um das was da alles vor sich ging. Wir hatten jedes Jahr ein Sportfest. Trafen uns jede Woche zum Heimabend. Sangen und spielten miteinander. Alles andere interessierte uns nicht. Erst später erfuhr man so langsam so manches und glaubte es eigentlich nicht.

Dann kam der Krieg. Alle Männer mußten einrücken. Unsere Schulkameraden wurden Soldaten und bald kamen die ersten Vermissten u. Gefallenen Nachrichten. Der erste war unser Nachbar Fritz Häfner, ein hübscher junger Bursche. Unsere Brüder mußten natürlich auch einrücken und wir 3 Mädchen mußten die ganze schwere Arbeit allein machen. Gretl war immer ein wenig schwach und war mehr im Haus u. Garten u. leichten Arbeiten. Mathilde und ich mußten die ganze Feldarbeit schaffen. Es war alles Handarbeit. Mit meinem Pferd Mohrle habe ich geackert, gemäht, und Mistgefahren. Wenn man das nicht mitgemacht hat, kann man es sich nicht vorstellen wie es war. Lauter schwere Arbeit. Jeden Tag das Striegeln vom Pferd oder das Einscherren u. Anspannen. Jeden Tag 2x Füttern, Melken, Ausmisten, Tränken. – Gras mit der Sense mähen. Heu machen, Aufladen, Heimfahren das Getreide auch oft mit dem Flügel schneiden, Sammeln, Binden, Aufstellen mit dem Leiterwagen heimfahren in der Scheune abladen und alles mit meinem Mohrle, das Fahren war alles meine Arbeit. Eine schwere Jugend. Unser Hörners Onkel hatte auch ein Pferd das hieß Max mit dem spannten wir bei schwerer Arbeit zusammen. Hauptsächlich in der Erntezeit arbeiteten wir unsere Felder zusammen. Mähen, Wenden und Einfahren. Die Wägen laden u. in der Scheune wieder abladen in der Hitze war Schwerstarbeit. Im Herbst dann die Kartoffelernte u. Ranges für das Vieh. Danach mußte ich die Äcker ackern. Eine Furche nach der andern mit Mohrle jeden Tag von Früh bis Abends. Im Winter dann auch noch im Wald Holzmachen, alles Handarbeit. Heute weiß niemand mehr, was wir damals gearbeitet haben.

Dazu kamen jede Woche Nachrichten von Vermißten u. gefallenen jungen Menschen. Es waren unsere Schulkameraden u. Freunde. Oft hatten wir auch keine Nachrichten von unseren Brüdern. Georg war in Afrika. Karl in Italien. Mathilde hat 1940 Karl geheiratet u. bekam einen kleinen Jungen Manfred. Ihr Mann Karl sah ihn mit 1 Jahr das letzte mal dann mußte er wieder nach Rußland und ist aus Stalingrad als Vermißt gemeldet nicht mehr zurückgekommen. Eine schwere Zeit.

Ich muß noch nachtragen daß Mathildes Mann Karl ein Bauernbub aus unserem Dorf war. Es waren 4 Brüder. August war der Älteste dann Karl, dann noch 2 Nachzügler Hermann u. Emil meine große Liebe. Mathilde wohnte mit dem kleinen Manfred bei uns Schmidts zu Hause. Tagsüber arbeitete sie oft bei ihren Schwiegereltern auf dem Hof mit. Den kleinen Buben mochten wir alle sehr gern, für mich war er immer wie ein kleiner Bruder. Heute noch.

Bartels war der Hausname von Kerns. Früher hatten die meisten Häuser zumindest die Bauern einen Hausnamen. Damals gab es noch Pferde, Schafe, Gänse und Hühner und Schweine. Also gab es viel Arbeit. Tagsüber half Mathilde dort und wohnte eigentlich immer bei uns. Karl war ja im Krieg und der Schwiegervater war Bürgermeister und da oft abwesend. Hermann u. Emil arbeiteten noch daheim bis sie auch Soldat wurden mit 16-17 Jahren. Hermann wurde noch schwer verwundet. Hat nur eine halbe Lunge und ist jetzt trotzdem 85 Jahre alt geworden. Seine Mutter hatte immer Angst um ihn. Er hat in ein kleines Anwesen geheiratet. Luise Oberndörfer. Sie haben 2 Kinder Marga und Otmar. Aber jetzt wohnt er allein und ist gesundheitlich nicht gut beisammen. Luise ist vor 2 Jahren schnell gestorben.

So verläuft sich ihr Text. Solche Linien hat sie selber gemacht, und ich nehme an, dass die einzelnen Teile an verschiedenen Tagen entstanden sind. Der Text ist wiedergegeben getreu der handschriftlichen Vorlage, und der Abdruck mag als Faksimile durchgehen.

Beim Telefonat mit Britta nach Mutters Tod kam es auch schon zum Ausblick auf die Beerdigung. Die Mappe, die Mutter vorbereitet hatte für diesen Fall, war nicht am von ihr angegebenen Ort zu finden gewesen und auch nirgends sonst. Jetzt fehlte ein schlüssiger Lebenslauf. Und was sollte man dem Pfarrer für seine Predigt darüber hinaus berichten, über

ihr Leben sagen, ihre Art ... Jeder waaß e weng woss. Derr aane waaß dess, derr andere dess, sagte Britta.

Hatte sie schon mit meinen Geschwistern gesprochen und das war dabei herausgekommen? Der Satz traf mich. Er hörte sich an wie ein Zitat, wie eine Worthülse, die alle Trauerhäuser durchlief. Als wären die Aufzeichnungen Mutters nicht bekannt, nicht abgedruckt in "Meine Oma". Als gäbe es darüber hinaus nicht zahlreiche Stellen in dem Buch, die ihr Leben beleuchteten. Als hätte ich nicht "Trikti" geschrieben, eine Erzählung, die fast ausschließlich von Mutter und ihrer Familie handelt, zwei Generationen zurück.

Ich ließ mir nichts anmerken, tat so, als würde ich nachdenken und falls mir noch was zu Mutter einfiele, meldete ich mich.

Wieder hatte ich Britta etwas nachzusehen, ihrer Verfassung zuzuschreiben. Aber noch nie war mir meine Schwester so fremd.

Wir legten auf und ich ging in den Garten zu Erna, die im Korbstuhl saß und in ein Buch schaute. Ihr gegenüber ließ ich mich aus über Britta, den Satz ... Nach ihrer Reaktion wusste ich, warum ich gezögert hatte, davon zu erzählen.

Es gehe nicht immer nur um mich, sagte sie.

Es war aber eher der Tonfall, den sie nicht mehr hören konnte. Meine Empfindlichkeit, meine versteckte Aggression und Kleingeisterei waren absurd in Anbetracht dessen, was ich gerade erfahren hatte. Hatte mich die Todesnachricht überhaupt schon erreicht?

Ich schlief eine Nacht drüber und am nächsten Morgen, noch vor dem Frühstück, setzte ich mich hin und schrieb Britta eine Mail, in der ich auf "Meine Oma" hinwies und den von Mutter geschriebenen Text. Man könne ihn doch dem Pfarrer geben ... Ich könne mir sogar vorstellen, dass jemand den Text vorlese, ich sei dieser Jemand nicht und ich wüsste auch keinen, der dafür in Frage käme, aber wer wüsste ... Und ich überließe ihr, wie sie mit meinem Vorschlag umgehe.

Ich drückte auf "Senden" und war zufrieden mit mir. Weiter wollte ich keinen Mucks mehr von mir geben. Und ob Mutter der Vortrag ihrer Aufzeichnungen überhaupt recht gewesen wäre? Wahrscheinlich nicht. Sie wollte immer unauffällig leben ... Wieder sagte ich mir, es sei gut, die Dinge laufen zu lassen, so wenig einzugreifen wie möglich. Was geschieht, das geschieht ...

Dann aber fiel mir ein Abend mit Mutter ein, an dem wir wieder eines unserer Fährchen unternahmen. Ich fuhr mit ihr auf einem Feldweg einen Hang hinauf, unweit des Vögelbucks, drehte auf der Wiese um und parkte mit Blick aufs Dorf. Es war ein lauer Sommerabend, die Sonne ging über dem Wald unter, wir schauten durch die Windschutzscheibe, und auf einmal

ging Mutter, wie damals auf dem Äckerberg, zu singen an, ein anderes Lied aber, ein Lied voller Wehmut und Abschiedsstimmung. Ich hörte zu schon im Bewusstsein, diese immer noch schöne, gefühlvolle Stimme, die mir einst Einschlaflieder gesungen hatte, irgendwann einmal nicht mehr hören zu können, lauschte in der Trauer darüber, und als das Lied zu Ende war, sagte sie, dieses Lied hätte sie gerne bei ihrer Beerdigung vom Gesangverein gesungen. Mutter hatte jahrelang im gemischten Chor mitgesungen, Vater war lange Jahre der Vorstand des Gesangvereins gewesen, Bernhard war noch aktiver Sänger. Mutter hatte sich aber zurückgezogen, als sie merkte, dass ihre Stimme an Kraft und Festigkeit verlor, lange bevor sie brüchig wurde. Sie sollte sich das Lied halt wünschen, antwortete ich, ihren Wunsch niederschreiben für den Fall der Fälle. Ach, sagte sie, die könnten das Lied doch gar nicht mehr singen. Eine neuer Chorleiter sei da, der andere Lieder bevorzuge und einstudieren ließe. Und dann müssten sie das Lied für die Beerdigung extra wieder herausholen und einüben. Wäre das so schlimm? fragte ich. Sie machte eine resignative Geste, für das Lied war es zu spät, und wir ließen das Thema fallen. Nie wollte sie Unannehmlichkeiten machen, etwas einfordern, jemandem lästig fallen ... Das Lied, nach dessen Titel ich nicht gefragt habe und das ich, falls ich es heute hören würde, voraussichtlich gar nicht wieder erkennen würde, wurde nicht gesungen. Mir ist, als sei etwas untergegangen, nicht zur Geltung gekommen, was notwendig und schön gewesen wäre, etwas, das Mutter verkörpert, ihr entsprochen hätte. Und wahrscheinlich sang Mutter an jenem Abend, da wir nebeneinander im Auto aufs Dorf und ins Tal hinabschauten und die Sonne untergehen ließen, dieses Lied zum allerletzten Mal.

Ich kenne einen Dichter, der aufhörte, in Mundart zu schreiben, als seine Mutter starb. Er hatte vorher nicht gewusst, wie sein Schreiben in Mundart mit seiner Mutter zusammenhing. Die Frau eines anderen befreundeten Dichters hatte jahrelang kein Fleisch mehr gegessen, nach dem Tod ihrer Mutter entwickelte sie auf einmal einen Heißhunger auf Fleisch, eine Lust, die nach wie vor anhält. Worauf werde ich Lust bekommen, von was Abschied nehmen? Wird auch bei mir etwas Neues eintreten?

Als wir aus dem Auto ausstiegen, hörten wir die Kirchenglocken zum zweiten Mal läuten. Halb zwei. Erst halb zwei ...

Trotzdem machten wir uns sofort daran, uns umzuziehen. Erna tauschte die weiße Bluse gegen eine andere weiße Bluse und wechselte die Schuhe. Ich holte vom Rücksitz das Hemd, aus dem Kofferraum die Halbschuhe, die ich vor der Abfahrt neben den Rosenstrauß gestellt hatte.

Das schwarze kurzärmelige Baumwollhemd über hellen Hosen, schwarzes, matt glänzendes Schuhwerk - Mutter wäre mit meinem Erscheinungsbild zufrieden gewesen.

Erna drehte sich noch eine Zigarette, rauchte in kurzen raschen Zügen, ich vertrat mir noch ein wenig die Beine. Wir sprachen nichts mehr.

Die Glocken klangen aus, alles im Tal hielt den Atem an.

Geht man an Schmidts Wald entlang weiter nach Norden, gelangt man zu unserem Wald. Er beginnt in einer Senke, wo ein Rinnsal aus dem Wald fließt und der Wassergraben linker Hand eine Wiese begrenzt, die uns ebenfalls gehörte. Ein Fahrweg führt entlang des Grabens in den Wald hinein durch ein Portal, gebildet aus zwei uralten Eichen. In diesem lichten, feuchten Bereich, unter den hohen Laubbäumen, wachsen die schönsten Schlüsselblumen. Mutter schaute jedes Frühjahr, dass sie von da einen Strauß für die Wohnung holte und später dann auch für Vaters Grab.

Der Wald steigt bis zu einer Anhöhe, die in der Familie halb scherzhaft Götterhain genannt wurde. Mutter weihte mich ein. Onkel Guschdl, Vaters ältester Bruder, hat dieses Waldstück einst so getauft. Gemeint ist nur die Waldspitze, durch einen Weg vom übrigen Wald abgeteilt. Von dort hat man einen erhabenen Blick aufs Dorf und weit bis nach Osten. Im grünen Schatten der alten Laubbäume sehe ich Guschdl als Jugendlichen sitzen mit einem Buch, hier her geflüchtet, stelle ich mir vor, denn seine Mutter, meine Oma, fürchtete um sein Seelenheil und seine Lebenstüchtigkeit, weil er es nicht lassen konnte, weltliche Bücher zu lesen, Romane, die, das sah man schon von außen, Teufelszeug waren und die zweite Versuchung nach den Mädchen bedeuteten, von denen er sich nur allzu gern die Augen verdrehen ließ. Letztlich blieb Guschdl ein passionierter Leser und schaffte es immerhin bis zu meinem Lieblingsonkel.

Unterhalb des Götterhains hat Vater am Hang später Blautannen und anderes Edelgehölz gesetzt. Der Gedanke war wohl, die Bäumchen nach und nach als Weihnachtsbäume zu schlagen, inzwischen sind sie aber haushoch gewachsen. Möglicherweise erstand er sie als günstiges Angebot, zu dem er nicht Nein sagen konnte: in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Waldbauernvereins saß er ja an der Quelle. Und jedes Jahr im Vorwinter lotste Mutter mich hier herauf zum Schneiden der schönen Zweige für die Gräber, die sie abzudecken hatte. Anfangs waren es noch drei, dann wurden die Gräber von Oma und Opa aufgelöst und es blieb für sie nur noch Vaters Grab winterfest zu machen.

Etwas versteckter am Waldrand, aber immer noch mit Blick aufs Dorf, "dort an der alten Buche // stand früher eine Bank es gibt / ein Bild // da sitzt er mit meiner Mutter / ein schönes junges Paar // sie halten sich die Hände die / Haare der Mutter // haben sich etwas gelöst / ich fuhr mit der Mutter hierher // und fotografierte sie vor / dem Baum // sie versteckte in den Taschen / ihre Hände // die er ihr gehalten hatte // ..."

Mit "er" ist natürlich mein Vater gemeint und die zitierte Stelle stammt aus einem Gedicht, das ich geschrieben habe im Herbst seines Sterbejahres. Seither sind fast achtundzwanzig Jahre vergangen.

Was es an dieser Stelle noch einzuflechten gilt: Spreche ich immer noch von *unserem* Wald, ist das der reinste Euphemismus. Unser Wald ist es bloß noch in der Erinnerung. Bernhard hat den Wald vor einigen Jahren verkauft, als einen der letzten Akte der Grundveräußerung. Einst besaßen wir den größten Hof im Dorf, inzwischen war er heruntergewirtschaftet. Als ich Mutter einmal fragte, ob wir nicht wieder mal zu unserem Wald fahren sollten, wollte sie nicht. Und mir ging es in der Folge ganz ähnlich. Ein einziges Mal bin ich noch dort oben gewesen. Es schaute aus wie immer, offenbar hatte der neue Eigentümer, ein Auswärtiger, wie ich von Mutter erfuhr, kein großes Interesse an der Waldarbeit, den Wald wahrscheinlich als Geldanlage gekauft. Ja, es schaute aus wie immer, nur schien alles ein bisschen grau und verstaubt, aber das konnte auch am heißen, trockenen Sommer liegen.

Die Hofübergabe wurde damals begleitet von einem Brief meines Vaters, in dem er die finanzielle Situation darstellte, die belastende Summe der Verschuldung nannte und schrieb, eine weitere Darlehnsaufnahme wäre nicht möglich, weswegen die junge Familie darauf achten sollte, dass ihr laufendes Konto nie einen Sollstand aufweise. Sie sollten sich wehren gegen kleine Anfänge auf diesem Gebiet. Wenn ihnen das gelänge, ginge alles gut, ließen sie dies unbeachtet, würde alles unaufhaltsam abwärts gehen und der Grundbesitz gehe verloren.

Hat Bernhard Vaters Mahnung in den Wind geschlagen, weil die Lichter im Schweinestall dann doch ausgingen? Oder kamen widrige Umstände dazu, die Vater nicht mit einberechnet hatte? Seinen frühen Tod mit siebenundsechzig Jahren konnte er nicht vorhersehen, der war aber ein Faktor. Bernhard war von da an die einzige vollzählige Arbeitskraft, der einzige Mann auf dem Hof. Mutter tat, was sie konnte. Die Bäuerin, die es gebraucht hätte, war Margot, Eberhards Frau, mitnichten. Die vier Söhne sollten aufs Gymnasium. Der Hof war keine Option mehr. Bernhard, der letzte Mohikaner, der Mann auf verlorenem Posten, der Schienenbus auf dem Abstellgleis, das Auslaufmodell, die abgewetzte, schartige Sense für den Alteisenhändler, das Wagenrad für die Hauswand.

Empfand er sich als Glied in solch verhängnisvoller Kette? Er wird versucht haben, die Sache, wie man bei uns sagt, so lange wie möglich zusammenzuhalten. Hat man aber erst mal einen gewissen Punkt überschritten, ist es auch schon egal, wenn man die Baumstämme, die Vater noch am Vortag seines Todes gefällt und aus dem Wald geschleppt hat, am Waldrand liegen lässt, bis sie morsch und wertlos geworden sind. Und Margot ist in der Lage, sich den Weihnachtsbaum auch zu kaufen, statt Bernhard in den Wald zu schicken zum Schlagen eines

Bäumchens. Als Hand- und Hauswirtschaftslehrerin mit eigenem Einkommen kann sie sich das leisten. Das Zimmer, in dem wir drei Brüder als Kinder geschlafen haben, dient Bernhards Familie als Rumpelkammer. Öffnet man die Türe, steht man staunend vor einem Berg aussortierter Spielsachen, der einem den Weg ins Zimmer erschwert. Ein paar Fernseher liegen auch oben drauf. Schließlich muss auch ein Kinderzimmer mal ausgemistet werden, damit wieder Platz ist für Neues. Den Söhnen soll es gut gehen und an nichts fehlen.

Mutter aber sah sich zum Zuschauen verurteilt und zum Erdulden.

Mutter, Mutter, Mutter ...

Wohin ich auch schaute und woran ich auch dachte, alle Wege führten zu ihr ...

Dann war die Zeit gekommen und wir fuhren ins Dorf.

Der Pfarrer hatte gerade das Gartentürchen des Pfarrhauses hinter sich gelassen und ging im schwarzen Habit und mit einer dünnen Mappe in der Hand langsam die Auffahrt hinauf, während wir am überraschend freien Straßenrand hielten - alle anderen parkten offenbar in unserer Straße oder näher dem Haupttor. Der Mann mit dem weißen Kraushaar war schon in der Sakristei verschwunden, als wir ebenfalls durch das Tor gingen. Neben dieser Zufahrt war das Leichenauto geparkt, hinter der Friedhofsmauer stand der kleine krakenarmige Bagger bereit. Nur ein flüchtiger Blick noch zur Grabstelle, dann bogen wir ab zur Aussegnungshalle. Der Platz davor leer, das Tor zu, niemand weit und breit. Ich war perplex. Ein sekundenlanger Albtraum lief ab: Du kommst zu spät, zur falschen Zeit, sie haben dir nichts gesagt, dich gelinkt, dich ausgeschlossen, Mutter ist schon beerdigt ... Mutter ist gar nicht tot, sie lebt ... Erna entdeckte vor mir die Lichter in der Kirche.

Im Traum hätten wir nicht gedacht, die Beerdigung könnte einem anderen Ablauf folgen als dem uns bekannten: Versammeln um den Sarg in der Aussegnungshalle, Grablegung, Trauergottesdienst, Leichtrunk in einer Wirtschaft - zumal wir nichts anderes gehört hatten. Die letzten beiden Punkte waren nicht für uns vorgesehen. Während die anderen alle in die Kirche gehen würden, würden wir uns unauffällig und möglichst ohne jeden Abschied aus dem Staub machen, zum Auto gehen und heimfahren. Das war der Plan, der jetzt durchkreuzt war.

Wir wendeten uns dem Eingang zu. Ein großer schlanker Mann im schwarzen Anzug stand davor neben einem Notenständer oder dergleichen. Lag da ein Kondolenzbuch auf? War der Unbekannte dessen Hüter? Er grüßte freundlich, wollte nichts von uns. Und ich habe nichts mehr gesehen als den offenen Eingang in die Kirche, nichts anderes mehr gespürt als die Sogkraft aus dem Inneren.

Lichterflut und Menschenfülle. Alle saßen in stiller Erwartung, wie schon sehr lange, wir deutlich spürbar die Letzten. Und der Sarg, unvermutet: am Ende des Ganges, schräg auf den Stufen zum Altar.

Ich sah Liesi, meine Kusine, da sitzen, gerade zwei Plätze neben ihr frei, ich zögerte, spürte den Impuls, mich neben sie zu setzen, mich wegzuducken. Erna flüsterte mir etwas zu, forderte mich mit sanftem Druck auf, weiterzugehen, nach ganz vorne, wo der engste Familienkreis Mutters Sarg in die Mitte nahm und einrahmte. Insofern gehörten wir dort hin, war dort zweifellos auch unser Platz.

Zwischen der Familie und den Trauergästen waren auf beiden Seiten des Gangs noch freie Bänke. Ein pietätvoller Abstand war möglich, es war keine überfüllte Honoratiorenbeerdigung, ihre Generation so gut wie ausgestorben, der jüngere Freundeskreis stark ausgedünnt. Dennoch verfolgten genügend Augenpaare, wie wir uns in die erste leere Bank setzten, hinter Christoph und Markus, zwei von Eberhards Söhnen. Wir begrüßten uns, ich fragte nach und sie wunderten sich, dass wir nichts von Mutters Aufbahrung im Elternhaus gewusst hatten. Noch einmal war sie in ihr Haus gebracht worden, noch einmal hatte man dort ihren Sarg geöffnet, noch einmal hatte das Licht im Haus ihr Gesicht beschienen - in der Aussegnungshalle hatte sie nie gelegen. Wer hätte das nicht schön gefunden? Sicher hatte Bernhard das mit in die Wege geleitet. Er war scheinbar der einzige aus der Familie, der unser Kommen noch bemerkte. Alle schauten nach vorne. Er saß in der rechten Bankreihe als letzter zum Gang hin. Im ersten Moment, als er herüberschielte, erkannte ich ihn nicht. Er war grauer geworden, die Glatze aber kaum größer, und dünner war er geworden, nicht nur im Gesicht. Keine Anstalten zum Gruß, von beiden Seiten nicht.

Auf dem Taufbecken, dem Sarg erhaben zur Seite, stand Mutters Bild. Britta hatte per Mail bei mir nachgefragt, ob ich nicht ein schönes Foto von ihr hätte. Falls nicht, nähmen sie eines aus ihrem Fundus. Vergangenen September, wenige Tage nach ihrem sechsundneunzigsten und wie man heute weiß letzten Geburtstag, hatten wir sie besucht, sie hatte einen guten Tag, wirkte geistig wach, viel jünger als sie war, sah fast adrett aus mit den von Britta vielleicht anlässlich ihres Geburtstags in Form gebrachten Haaren. Wir saßen bei schönstem Wetter auf dem Balkon und ich machte eine ganze Serie von Aufnahmen. Ich schickte Britta zwei zur Auswahl, ein Farbfoto und eines in Schwarz-Weiß. Auf beiden lächelt sie. Ich hatte vermutet, dass sie das freundlichere Farbfoto wählen würden mit dem Spiel der Lichtpunkte aus unscharfen Blättern und Himmel im Hintergrund, sie hatten aber das Schwarz-Weiß-Foto genommen, das im Gegensatz zum Farbfoto ein Hochkantfoto ist. Es bezieht seinen besonderen Reiz auch aus Mutters Haltung. Sie drückt ein weißes Papiertaschentuch gegen

die Wange des leicht schräg gehaltenen Kopfes, mit einem dem Fotografen freundlich zugewandten, rückhaltlosen, warmherzigen Lächeln. Es stand da in einem silbernen Rahmen und mit cremefarbenem Passepartout, und Gott sei Dank hatten sie das übliche schwarze Trauerband an der Ecke weggelassen. So lebendig wie an diesem Tag habe ich Mutter später nicht mehr erlebt und die Fotos von damals sind auch von ihr meine letzten.

Wie oft habe ich sie nicht fotografiert über die Jahrzehnte! Meistens hat sie abgewehrt, es aber doch zugelassen und sich geschmeichelt gefühlt. Und meistens setzte sie eine Trauer- oder Leidensmiene auf: alle Last ihres Lebens, die Sorgen und Kümmernisse ließ sie auf ihrem Gesicht zu, konnte diese Miene aus der Schublade holen als der am meisten geläufigen, derjenigen, die sie vertreten konnte vor mir, dem Sohn, dem sie sonst keine Klage geben konnte als dieses Gesicht, das er dann fotografieren konnte, aber nicht unbedingt wollte. Ich knipste es wohl, immer wieder, aber ich suchte dahinter etwas anderes. Wir unterhielten uns, während ich das Objektiv auf sie richtete, ich wartete, musste warten auf den Augenblick, da sie die Erzählung ihres Lebens, die Selbsthypnose, wie ich manchmal dachte, abwarf und etwas sichtbar wurde dahinter, ein anderes Gesicht oder ein Etwas, das ich hervorzuzaubern hoffte kraft meines eigenen Auges und das ich dann durch Abdrücken im rechten Moment auf den Film bannen konnte. Ich weiß nicht, was das war. Es hing aber wohl zusammen mit dem Glauben, Mutter sei nicht aufgeblüht, eine Frau noch als Knospe, ein Schmerz für mich. Und ich wollte das jenseits ihres Lebens befindliche nicht gelebte Leben erhaschen in einem Augenblick, als Beweisfoto sozusagen. Als Kind wollte ich sie oft retten, meinte sie retten zu müssen. Haben auch andere Söhne solchen Wahn gehabt?

Steckt dahinter vielleicht auch schon des Bubens erste Liebe zu einer Frau? Die erste unerfüllte, unglückliche Liebe ...

Einmal, als ich Mutter wieder mal mit meinem Objektiv verfolgte, sagte sie: Ach, woss willschdn immer vo mir. Ii mid meine diafe Falde. Fodografier doch emoll woss Scheans. Doa! dess Schmedderle doa uff demm Bleamle. Dess fodografier.

Ich rutschte weiter zum Fenster, um den Sarg, der von Markus' aufrecht sitzender Gestalt verdeckt wurde, besser sehen zu können. Sonnenlicht fiel auf das blumengeschmückte Fußende durch ein hohes Fenster auf der anderen Seite. Freundlich hellbraunes Holz, kein Pomp, nichts edel Glänzendes, nur im Deckel, wie eingekerbt, ein schlichtes Muster, das mich ans Muster des Bilderrahmens erinnerte, den Vater gefertigt hatte für seine Bleistiftzeichnung, die er Mutter, wie man auf der Rückseite lesen kann, zu "Weihnachten 1948" schenkte, dem ersten gemeinsamen Fest nach seiner Heimkehr aus französischer Gefangenschaft: eine Rose, voll aufgeblüht in einer Vase. Auch in den Blumenschmuck waren rote Rosen eingebunden.

Und wie schön ist es, mir vorzustellen, Vater habe für dieses Arrangement gesorgt und zum Schnitzmesser gegriffen für dieses archaische Liebeswerk in Anklang an ihre Anfänge, habe selber das Gefährt geschmückt und bereitet für ihre Reise zu ihm. Und ich höre Mutter wieder sagen, müde, von Dauerschmerz und immer größeren Einschränkungen zermürbt, sie wolle nur noch sterben ... Ii will endlich widder zum Emil.

Erna flüsterte mir zu, ob sie näher zu mir kommen könne? Ich gab ihr die Hand, und wir rückten wieder zusammen.

Orgelspiel setzte ein, und der Pfarrer trat aus der Sakristei, eröffnete den Gottesdienst. Ich kannte ihn bisher nur aus der Tageszeitung. Bei seiner Einführung in die Pfarrei vor einigen Jahren war ein Artikel erschienen gewesen und daraus hatte ich mir nicht viel mehr gemerkt als seine Herkunft aus Norddeutschland. Hätte ich es noch nicht gewusst, hätten es mir seine ersten Silben verraten.

Mutter musste mir immer die Zeitungen aufheben, und ich arbeitete den Stapel, von dessen Höhe man ablesen konnte, wie lange ich schon nicht mehr da gewesen war, nach und nach ab, interessierte mich aber nur für das Feuilleton und den Lokalteil, in der Montagsausgabe mit den regionalen Fußballergebnissen. Das war in der sagenhaften Zeit unserer sporadischen Zweisamkeit im Haus gewesen, zwischen Vaters Tod und ihrem Sturz. Bei meiner Ankunft fragte ich gewöhnlich als erstes: Woss gibbdsn zu esse? Und danach waren die beiden anderen Standardfragen nicht mehr weit: Und, gibbds woss Neis? Is ebber gstorwe?

Die drei Säulen des Gottesdienstes: Gebet, Gesang, Predigt. Noch nie konnte ich die empfundene Demütigung, dafür Mund und Ohren, Augen und Herz öffnen zu sollen, umwandeln in Demut vor Gott. Das klingt für mich schön und richtig, und doch hat der Satz wenig Befriedigendes. Noch nie bin ich freiwillig in einen Gottesdienst gegangen, immer gezwungenermaßen. Als Kind jeden Sonntag: der Zwang, mich in eine dieser Bänke zu setzen und mitzumachen, und immer sang ich nicht mit, hörte ich kaum zu, war ich mit meinen Gedanken anderswo, und immer waren es Fluchtgedanken, war da die Unruhe in mir, nicht weg zu können, das Herumrutschen auf der Bank, der heiße Hintern, der Blick zum Fenster hinaus, wo vielleicht schönes Wetter herrschte, es regnete, und selbst dann fühlte ich mich hier nicht geschützt, sondern ausgesetzt, den Blicken, den Formen, den Hülsen des Ablaufes, und alle anderen, schien es, konnten mitmachen, singen, beten, der Predigt zuhören, und in mir ein tiefes Bedürfnis, dies auch zu können, ein Erzittern, wenn ich die Orgel hörte, die tief in mein Herz wollte und vor der ich es verschloss, und vor dem Gebet, vor den Worten. Eine Scham spürte ich jedes Mal ...

Und auch heute würde ich nur zum Schein die Hände falten oder vor dem Körper zusammenlegen und mich mit den anderen erheben zum Gebet und bei den Liedern nicht mal mehr, wie als Kind, stumm die Lippen bewegen. Erna hatte eines der Gesangbücher aus dem Regal an der Vorderbank genommen und aufgeschlagen, sang - Gott sei gelobt allein für ihre Stimme - das Eingangslied mit. Selbst wenn ich gewollt hätte, hätte ich es nicht mitsingen können, ich hatte meine Brille beim Umkleiden am Waldrand abgenommen und im Auto gelassen. Zu Erna hatte ich, halb im Scherz, gesagt, ich wolle alles nicht zu deutlich mitbekommen, alles am liebsten durch einen traumhaften Schleier erleben, durch eine gesunde Unschärfe, sozusagen eine innere Sonnenbrille aufsetzen. Ein vor ihr verschwiegener Grund war aber meine Eitelkeit. Heute war auch ein Auftritt, die Augen einer Öffentlichkeit würden auf mich gerichtet sein und ich wollte so erscheinen, wie die Leute mich von früher kannten, so jung wie möglich, und sie dürften ruhig zu einander sagen, wie ich mich gehalten hätte, dass ich fast noch so ausschaute wie vor Jahren. Ein bisschen schäme ich mich, das zuzugeben. Und ich stellte mir vor, wie ich vor dem Sarg in der Aussegnungshalle stand, und die Trauergäste hinter mir würden mir in den Nacken schauen können, und ich bat Erna, den grauen Flaum dort noch wegzurasieren vor unserer Abfahrt ... So ergriff ich ein Bündel von Schutzmaßnahmen für diesen Tag.

Ich sah mich wieder bei der Konfirmandenprüfung dasitzen, dort drüben in der anderen Bankreihe. Wochenlang hatten wir Konfirmanden Texte auswendig gelernt, Liedverse, die 10 Gebote mit Auslegung, ewig lange Psalmen, die Folter der Anspannung durchlebt, die Angst, zu versagen, stecken zu bleiben, nicht mehr weiterzuwissen unter den Augen des Pfarrers, der Verwandtschaft und der ganzen Kirchengemeinde. Und natürlich stockte es bei mir, musste der Pfarrer mir mehr als ein Mal soufflieren. Ach, das sei gar nicht schlimm gewesen, sagte hinterher eine Tante, ich hätte wenigstens, im Gegensatz zu den meisten anderen, laut und deutlich gesprochen, mich hätte man wenigstens verstanden. - Seltsam, was das Gedächtnis alles aufbewahrt und hergibt an Nebensächlichkeiten, als führten diese doch eine tiefere Bedeutung mit sich und es käme gerade auf sie an ... Das einzige, woran ich mich noch aus den langen Jahren des Religionsunterrichts erinnere, ist eine Szene, als der Pfarrer, während rings um ihn geschneift und gerotzt wurde in die Stofftaschentücher, die man als Kind noch in die Hosentasche gesteckt bekam von der Mutter, eine Lanze brach für die damals neu aufkommenden Papiertaschentücher, die man benutze und wegwerfe mit den ganzen Bazillen und diese so loswerde ... Verwendete er dieses als praktisches Beispiel im Zusammenhang mit der Bergpredigt: "Wenn aber dein rechtes Auge dir Anstoß gibt, so reiß es aus und wirf es von dir; denn es ist besser für dich, dass eins deiner Glieder umkomme, als dass dein ganzer Leib

in die Hölle geworfen werde"? Oder er legte die Rolle des Pfarrers einmal ab, war nur noch Hans Huber? ... Wie und warum auch immer: fast jedes Mal muss ich an diese Szene denken, sowie mir Pfarrer Huber, der sanftmütigste Mensch, der mir je begegnet ist, in den Sinn kommt. Er war es auch, der mich konfirmiert hat und verantwortlich zeichnet für meinen Konfirmationsspruch, und ich habe mich schon manchmal gefragt, ob er den, womöglich in heimlicher Einsicht in mein Seelenleben, auf mich zugeschnitten empfand und gezielt ausgesucht oder einfach aus dem Fundus genommen hat und er mir ohne große Überlegung zugefallen ist: "Gott der Herr hat mir das Ohr geöffnet. Und ich bin nicht ungehorsam und weiche nicht zurück."

Den ersten Teil des Spruches sah ich gar nicht, aber: "Und ich bin nicht ungehorsam ..." blieb als ein Widerhaken in mir stecken, und ich habe den Satz im Gedächtnis behalten. Als Kind gehörte es doch dazu, gehorsam zu sein, indem man zurückwich, sich unterordnete, nachgab, sich fügte, das Schwert, das man am liebsten gegen die Autoritäten, den Vater, den Lehrer, den Pfarrer erhoben hätte und oft genug auch erhob, niederlegte. Der Satz sprach genau das Gegenteil aus, forderte zum Widerstand auf. Gehorsam zu sein gegen Gott, die höchste aller Autoritäten, bedeutete also, das Schwert zu erheben (oder auch das Wort, das Tat war)? Gegen wen oder was?

Mein Auge schweifte umher, suchte den Altar, der den Leidensweg Christi darstellt und den man der Riemenschneiderschule zuschreibt. Dahinter hingen früher die drei Seile zum Läuten der Glocken. Ich war noch zu klein dafür, schloss mich aber manchmal Leo an, der mit anderen großen Schülern eingeteilt war, etwa die Abendglocken zu läuten. Der Mesner war dabei mit dem großen Schlüssel und hatte ein wachsames Auge auf die unberechenbaren Burschen, die gerne Unfug trieben. Es war ein Vergnügen für sie, sich von den Seilen, an denen sie zogen, nach oben ziehen zu lassen ... Die Seile sind verschwunden und die Glocken werden seit Jahrzehnten elektrisch geläutet. - Wann besuchte ich zum letzten Mal einen Gottesdienst hier?

Aufmerksam wurde ich, als der Pfarrer von Mutter zu sprechen anfang, ihren Lebenslauf auszubreiten begann. Ich war gespannt. Außer Bernhard, mit seiner zweiten Frau Anke, die wohl auch keine großen Kirchgänger sind, lebt von Mutters Kindern und Kindeskindern niemand mehr im Dorf, er blickte vor sich in lauter fremde Gesichter. Und auch Mutter war für ihn praktisch eine Unbekannte. Er hatte sie ein einziges Mal besucht, kurz nach seiner Amtseinführung, um sich bei einem Anstandsbesuch vorzustellen. Danach ließ er sich nicht mehr sehen. Mutter fühlte sich, auch wenn sie froh war, den Anstrengungen eines solchen Besuchs enthoben zu sein, zurückgesetzt und vernachlässigt, ließ dies aber nur mir gegenüber

einmal durchblicken. Früher war es halt so gewesen, dass der Pfarrer die Seelsorge für die Alten, Kranken und Schwachen übernahm, diese Pflicht erfüllte, indem er regelmäßig in die Häuser kam. Mutter, auch wenn sie in einer anderen Gemeinde lebte, gehörte schließlich immer noch dazu und legte Wert darauf, weiter dazuzugehören und nicht vergessen zu werden. Zum Geburtstag erhielt sie eine unpersönliche Karte von ihm, vielleicht auch zu Weihnachten. Und wahrscheinlich würde er es ja sein, der sie einmal beerdigen würde. Und bedeutete das nicht eine Anhäufung von intimen Momenten, einen sehr persönlichen Akt? Wäre es nicht gut gewesen, vorher eine persönliche Beziehung aufzubauen, damit sein Gebet und sein Segen nicht nur auf eine Tote gemünzt waren, sondern auch noch an den Menschen aus Fleisch und Blut gerichtet, der sie gewesen war, und er auch wüsste, von wem er sprach oder jedenfalls eine Empfindung für sie entwickeln konnte und etwas davon übergibt und zu spüren war in seiner Rede?

So fehlte seinen Worten die Empathie. Er vermied aber glücklicherweise jedes religiöse und persönliche Gesäusel, blieb neutral und hielt sich ans Gerüst. Mehr hätte ich ihm auch nicht zugestanden und verziehen. Und er hatte ausgerechnet, wie alt Mutter geworden war:

SECHSUNDNEUNZIG JAHRE ACHT MONATE UND DREIUNDZWANZIG TAGE

Diese Zeile sah ich in Großbuchstaben in der Luft stehen. Und er wies darauf hin, dass alle, die hier im Raum saßen, jeden Tag ihrer Lebenszeit mit ihr auf dieser Erde verbracht hätten, und von jetzt an müsste jeder von uns ohne sie auskommen, unsere Zeit wäre nun eine Zeit ohne sie ... Ich fragte mich während der ganzen Predigt, ob Britta ihm "Meine Oma" zugespielt hatte. Manchmal meinte ich, einen leisen Hinweis zu finden auf Mutters Selbstaussagen: als er zum Beispiel von "ihrem Mohrle", ihrem geliebten Arbeitspferd, berichtete. Das konnte er aber auch von Britta oder Angelika haben, Mutter hatte davon oft genug erzählt. Dann aber nannte er meinen Vater Mutters "große Liebe". Das konnte er nur aus dem Buch haben. Es waren Mutters Worte, ihre Liebeserklärung und ihr Treuegelöbnis, erneuert durch den Mund des Pfarrers über den Tod hinaus in der Kirche vorm Altar, vor dem sie geheiratet hatte.

Dann bat der Pfarrer den Gesangverein um ein Lied. Von dessen Anwesenheit hatte ich bisher noch nichts bemerkt. Der gemischte Chor hatte sich auf der Empore über dem Eingang versammelt, wo sich auch die Orgel befindet. Ich sah über die Schulter nach oben, der Winkel war zu spitz, nicht mal der Kopf des Dirigenten war zu sehen.

Dachte ich im Vorfeld an den Gesang des Gesangvereins am Grab, wurde mir bang. Dies könnte der Moment sein, da ich die Fassung verlieren und die Tränenflut nicht mehr zurückhalten könnte. Bisher hatte ich noch keine Träne geweint, höchstens kurz einmal wässrige Augen bekommen. Nicht nur Erna wunderte sich, mir selber war meine Gefasstheit beinahe unheimlich. Immer wartete ich auf den Ausbruch und er kam nicht. Im Gegenteil fühlte ich mich wie ein ausgetrocknetes Flussbett. Wahrscheinlich aber war, dass eine Art Korken die Tränen zurückhielt. Mir war sogar, als habe sich etwas in mir bei der Todesnachricht verschlossen. Und einmal würde der Druck von innen zu groß werden und der Korken herausgeschleudert, und was dann herausschäumte wäre alles andere als Champagner.

Lag es daran, dass ich zum Lied keine Gesichter sah? Noch nie vorher war mir aufgefallen, wie sehr die Mundart durchschien selbst beim schriftdeutschen Gesang, eine Färbung, von der ich behauptete, dass sie unserem Dorf eigen ist, schon im Nachbardorf hörte sich das anders an, und ich wette, ich könnte unseren Gesangverein allein am Ausdruck unterscheiden von den Gesangvereinen aus der näheren Umgebung, von denen aus den Orten weiter weg sowieso. Es war, als würde sich die Essenz unserer Mundart, etwas speziell Weiches und Abgerundetes, gerade in dem entfremdenden Gesang erhalten und rein ausdrücken und ich war gerührt schon allein davon. Aller Voraussicht nach würde ich den Gesangverein heute zum letzten Mal in meinem Leben singen hören und ich lauschte mit geschlossenen Augen.

Ich war ans Bankende gerückt und lehnte unter dem hohen Fenster, durch dessen geripptes Glas das Sonnenlicht auf das petrolfarbene Gestühl fiel. Schon beim Eintritt war mir die Kirche viel kleiner vorgekommen wie als Kind und hatte im Verlauf des Gottesdienstes etwas mich warm Umhüllendes bekommen ... Mein Widerstand schmolz, und zum ersten Mal hatte ich es nicht eilig, eine Kirche zu verlassen. Ich weiß nicht, ob die sanfte, ruhige Energie im Raum nur mich durchwob oder uns alle vereinte. Selbst der Gekreuzigte und alle anderen Figuren auf dem Altar betrauertem die Tote im Sarg. Es waren die letzten Minuten mit meiner Mutter unter einem Dach. Auch sie gingen dahin ...

Ich hatte mit dem Gottesdienst fast schon abgeschlossen, da holte mich die folgende Formel des Pfarrers ein:

Wir wollen Abschied nehmen von Lisbeth Kern und bedenken, was uns mit ihr verbindet.

Wer sie lieb gehabt und geachtet hat, der trage diese Liebe und Achtung weiter.

Wen sie lieb gehabt, der danke ihr alle Liebe.

Wer ihr etwas schuldig geblieben ist an solcher Liebe, in Worten und Taten, der bitte Gott um Vergebung.

Und wem sie weh getan haben sollte, der verzeihe ihr, wie Gott uns vergibt, wenn wir ihn

darum bitten.

So nehmen wir Abschied mit Dank für alles Gewesene und im Frieden.

Die Worte schnitten mir in die Seele und ich musste schlucken.

Das Vaterunser sprach ich leise mit.

Der Pfarrer wies mit einer Handbewegung auf die Tür und sagte, wir wollten jetzt am Grab Abschied nehmen.

Erna bat mich, nicht abzuwarten, bis die anderen an uns vorbei gegangen wären, sondern den Vorteil, allein in der letzten Familienbank zu sitzen, dafür zu nutzen, als erste dem Sarg zu folgen, und ich nickte. Vordergründig wollte sie niemandem aus der Familie hautnah begegnen, in die Augen schauen müssen, sich zum Gruß gezwungen fühlen, womöglich aber empfand sie auch, dass es gut für mich sei, mich direkt hinter dem Sarg einzuordnen, die Ordnung, nirgends festgelegt, aber von mir immer wieder bestätigt durch ein mich entweder An-den-Rand-drängen-lassen oder ein bewusstes Mich-außerhalb-stellen, wie im Vorfeld der Beerdigung nur allzu deutlich vorgelebt, zu unterlaufen, und mehr noch: sie ein für allemal ad absurdum zu führen und zu zerschlagen. So glitten wir in die Lücke hinter dem Sarg. Und mir schoss durch den Kopf, ob es vielleicht doch eine überlieferte Rangordnung gab, die besagte, wer dem Sarg als erstes folgen sollte, der Ehemann und Vater war nicht mehr da, und wer von uns Kindern hätte dann das ererbte oder erworbene Vorrecht: Leo, der Älteste? Bernhard, der Hoferbe? Britta, die Mutter zu sich genommen, versorgt und gepflegt hatte? ... Mutter sagte Ja zu mir, wie sie zu allen Ja gesagt hätte (Hauptsache, wir waren da und blieben untereinander friedlich).

Nichts und niemand schützte mich mehr, ich war den Blicken der Leute ausgesetzt, und das war der Moment, da ich in Tränen ausbrach - ich schämte mich nicht. Es war sowohl Zeichen als auch Bekenntnis. "Und ich bin nicht ungehorsam ..." Es war ein Niederlegen der Waffen in Schwäche ... Als hätte ich gesagt: Schaut her, lest in meinem Gesicht, wer ich bin ... Ich weiß es nicht ... Aber schaut! Meine Mutter ist mir gestorben.

Unmittelbar am Ausgang, vor der letzten Bank, der früheren Büberbank, auf der auch noch meine Oma, ausgesetzt, sitzen musste, weil sie August, ihren Erstgeborenen, ledig bekommen hatte, und der von der Stigmatisierung eine lebenslange Beschämung, eine unsichtbare innere Wunde geblieben ist, überraschte mich Thilo, mein alter Lehrer, und ich musste ihn umarmen und ihm sagen, wie schön es sei, ihn zu sehen. Er nickte lächelnd und sagte: Später. Geh, du musst weiter.

Und draußen erwarteten uns Brigitte und Otto, die nicht in der Kirche gewesen waren, weil Brigitte, wie ich später erfuhr, in geschlossenen Räumen noch immer die Ansteckung durch

das Coronavirus fürchtet. Brigitte versuchte ein Lächeln, ihr Blick betroffen und mitfühlend, während Otto sich, nachdem sich unsere Blicke trafen, wie in sich zurückzog, die Hände vor dem Körper zusammengelegt, aufrecht vor der Friedhofsmauer stehend, eine Statue. Jeder Muskel in seinem Gesicht angespannt, wie gemeißelt, oder des gebräunten Teints wegen wie aus Bronze gegossen. In einem silbergrauen Anzug, offenem weißen Hemd und braunen Schuhen. Der würdige Ernst der Trauer und Anteilnahme in Vollendung. Ich weiß, wie sehr mein Kuseng meine Mutter gemocht hat. Und ich kann es nicht anders sagen: Ich habe ihn in diesem Augenblick geliebt.

Unser Trauerzug bog um die Ecke, bewegte sich aus dem Schatten der Kirche, der hellbraune Sarg mit dem Blumenschmuck plötzlich in gleißendes Sonnenlicht getaucht. Die Sonne gab noch mal alles. Und für einen Moment war ich mit Mutter noch einmal ganz allein, draußen, in der Natur, in der näheren Umgebung, auf einem unserer Fährchen, niemand um uns, selbst Erna nicht zugegen. Und wir erreichten die Gräberreihe, an deren Ende Mutter liegen würde. Ein Blick noch hinüber zu Vater. Ich las die Namen auf den Grabsteinen. Da lagen sie also, der Wackers Willi, die Wilma ... Und da in Kürze Mutter.

Alles bereitet: Bretter und Seile lagen über der Grube, die Träger stellten den Sarg ab, das Mädchen, dem wir bei unserem Eintreffen begegnet waren, fügte die Blumenkörbchen in die beiden, das Grab flankierenden Metallgestelle, ein junger Kollege von ihr lotste uns an die Kirchenmauer, der Platz vor dem Grab sollte frei bleiben.

Der Gesangverein war, wie andere Trauergäste, die sich nicht dem Zug angeschlossen hatten, vor uns eingetroffen, hatte von der Empore den kürzeren Weg, war schon dabei, Aufstellung zu nehmen, unsere Kusine Moni positionierte sich dem Grab am nächsten, winkte herüber, freute sich augenscheinlich auf uns, und ich lächelte und winkte zurück.

Der Pfarrer stellte sich ans Kopfende des Grabes, sprach jetzt über Mikrofon, neben ihm las ich von einem Grabstein den Namen eines Schulkameraden, der mit mir konfirmiert worden war. Konnte es sein, dass der schon gestorben war und ich davon nichts mitgekriegt hatte, oder hatte ich seinen Tod nur schon wieder vergessen?

Was der Pfarrer nun sagte, weiß ich nicht, ich hatte kein Ohr mehr für ihn, keinen Sinn mehr für irgendetwas. Dachte ich an Mutter, dachte ich von ihr weg? Das Ende war, dass wir Mutters leblose Hülle nun der Erde, aus der sie, wie die Leiber von uns allen, genommen wäre, der Erde wieder zurückgeben würden unter den Klängen eines Liedes. Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub ...

Die Bretter wurden weggezogen, der Sarg wurde nur noch von den Seilen in den Händen der Sargträger gehalten. Der kleine, über die Jahre geschrumpfte Chor - ich hatte ihn um

einiges größer in Erinnerung - hob an und verpatzte den Einsatz, oder wie es bei uns heißt: Si hewwe umgschmisse.

Dieser Ausdruck ist womöglich dem früheren Arbeitsalltag entlehnt. Wenn die oft überfüllten, hoch aufgeschichteten Leiterwagen, gezogen von Pferden oder auch schon von Traktoren, in den tiefen Spuren der schlechten Feldwege umkippten mit der ganzen Heu- oder Strohladung, sprach man auch von "umgschmisse". Und ich stelle mir vor, wie der Chor sich einig war: Mir schmaaße heid widder emoll um, im Gedengge ann di alde Zeide - *firrd Lisbeth*.

Der zweite Versuch klappte, die Sargträger gaben der Last nach und der Sarg schaukelte in die Tiefe.

*Die Abendsonne überm Wald,
in goldenen Wolken ruht.
Ein jeder legt sein Werkzeug hin
und schwenkt zum Gruß den Hut.*

*Nun schlafe Herz, und ruh' dich aus,
vorbei ist Sorg und Müh.
Ganz leise rauscht am stillen Grab
die alte Melodie:*

*Es ist Feierabend, 's' ist Feierabend,
das Tagwerk ist vollbracht!
's' geht alles seiner Heimat zu,
ganz leise kommt die Nacht.*

Die letzte Amtshandlung des Pfarrers, bevor er sich zurückzog, bestand darin, das Grab freizugeben für das persönliche Abschiednehmen, den letzten Gruß. Wer würde den Anfang machen, wer zuckte zuerst? Ich nicht, es gab nichts zu demonstrieren und ich war nicht beispielgebend in meiner Haltung, wenig erprobt, sah lieber erstmal zu. Angelika neben mir fasste sich nach dem allgemeinen Zögern ein Herz, trat vor mit Jacky, ihrem Mann, dann löste

sich Britta mit Erwin, jetzt empfand ich, es sei der rechte Zeitpunkt und machte mich mit Erna auf den Weg.

Ich hatte mir vorgenommen, länger am Grab zu verweilen, es kam aber wie immer, wenn ich eine vorgegebene Form leben oder ausführen und ausfüllen soll, dann werde ich immer fahrig und ziehe nur schlampig die Konturen nach, bin im Fluchtmodus gefangen, und so - selbst am Grab meiner Mutter - pflückte ich aus den mit verschiedenen Schnittblumen gefüllten Körbchen, was mir grade in die Hand kam, ein einzelnes Rosenköpfchen aus dem rechten, gelbe Blüten, von denen ich nicht weiß, wie sie heißen, aus dem linken Körbchen und warf sie hinab. Was auch sollte ich denken beim Anblick des Sarges in der Grube? Wer könnte da etwas anderes denken als dass die Grube tief ist und der Tod ein Schrecken. Ich muss aber zugeben, dass ich mir gewünscht hätte, stark und mutig genug zu sein, wenigstens mich kurz zu verbeugen. Ich habe es versucht nachzuholen, am Schreibtisch mich verbeugt vor dem virtuellen Blatt, auf der Straße beim Gehen vor dem Asphalt, es ist aber etwas anderes, gilt nicht. Auf der anderen Seite bin ich nicht sicher, ob die Geste der Verbeugung die richtige gewesen wäre für meine Mutter. Wie streichelt man seine Mutter im Grab? Von seiner Mutter kann man sich nicht endgültig verabschieden. Alles wehrt sich.

Ich trat zurück, ließ Erna ans Grab. Ich habe nicht darauf geachtet, wie sie die Situation bewältigte, bestimmt besser als ich.

Nach uns gingen Bernhard mit Anke und als letztes von uns Geschwistern Leo mit Cordula ans Grab. Zufall oder nicht, in der umgekehrten Reihenfolge wie sie uns geboren hatte, defilierten wir an ihr vorbei, zeigten uns ihr noch einmal gemeinsam.

Es folgten Mutters zahlreiche Enkel und Urenkel, teilweise mit Anhang, die weitere Verwandtschaft: Liesi und Moni, das Schwesternpaar, Manfred, der älteste unter den Vettern, Ursel und Hanna, die aus Stuttgart und Nagold angereisten Kusinen, Mischl und Georg, die Söhne von Gretel, einer von Mutters Schwestern, Gerdi und Hedwig, die Töchter von Vaters Bruder Guschdl, Marga, Ottos Schwester, und Otto natürlich mit Brigitte, und Otto war der einzige, der sich Zeit ließ bei der Auswahl der Blumen, er zupfte hier und da, wog ab und meditierte sich zu ein paar Blüten, die für ihn stimmig waren.

Thilo trat einzeln ans Grab, wie Jürgen, von dem noch die Rede sein wird, die Nachbarn aus der Straße, Leute aus dem Dorf, Schulfreude von uns und Auswärtige, die ich nicht kannte, und nicht zu vergessen Liesel und Rosi, die beiden Töchter von Ida, der Vertriebenen, die ihr halbes Leben bei uns auf dem Hof gearbeitet hat, die treue Seele, und Ruth, die Frau von Hans, dem verstorbenen Sohn von Ida ... Es wollte kein Ende nehmen, und ich wunderte

mich, wie wenig eilig ich es hatte, weg zu kommen, wie ruhig ich war und wie ich die Zeit hier zu genießen und gleichzeitig schon zu betrauern begann.

Alle waren älter geworden, viele grau, einige waren schlecht zu Fuß, andere gingen leicht gekrümmt, manche erkannte ich erst auf den zweiten Blick, musste ihr junges Gesicht hinter dem alt gewordenen suchen, die meisten hatte ich seit Jahren, wenn nicht Jahrzehnten nicht mehr gesehen, und mir war in jedem Augenblick bewusst, dass ich die allermeisten, die da vorübergingen an mir zum Grab, denen ich im Friedhof vielleicht noch die Hand drücken und mit denen ich noch kurz ein paar Worte wechseln würde, heute zum letzten Mal sah, und ich spürte, wie leise Wehmut mich beschlich.

Und da stufte mich jemand von hinten, und als ich mich umdrehte, war es Gerlinde, die Schulfreundin, die in Tränen aufgelöst war und mich umarmte und der ich dankbar war für ihre Geste und die paar gefühlvollen Worte, die sie sagte, und ihr unerwartetes Kommen. Und schon war sie wieder verschwunden. Ich habe Gerlinde immer gemocht und werde sie immer mögen. Und ich hoffe, sie wird zu denen gehören, die ich wieder sehe.

Zu den sogenannten "Beileidsbezeugungen am Grab" kam es kaum, die Pandemie hatte die Verhaltensregeln verändert, man hielt auf Abstand, immerhin fielen die Masken weg ... Auch kein Schloßenregen, Gewittersturm, der den Schirm wegblies oder umknickte, keine klirrende Kälte, die einem den Atem benahm, überhaupt kein Wetter, bei dem man sich den berühmterberühmten Tod beim Begräbnis holen konnte. Stattdessen ein heiterer Sommertag, nicht zu warm, nicht zu kalt, beste Voraussetzungen ...

Die Letzten hatten ihre Blumen dem Grab übergeben, die Ordnung löste sich allmählich auf, es bildeten sich kleinere Gruppen, es kam zu Zwiegesprächen, die ersten waren schon gegangen ...

Mich zog es zu Liesel, Rosi und Ruth, die abseits im Schatten des Kirchturms einen Kreis bildeten, wobei Liesel auf ihrem Rollator saß. Anders als fast alle anderen hatte ich Liesel und Rosi erst vor einigen Wochen getroffen. Ich hatte über ihre Mutter in einer Erzählung geschrieben und las Passagen daraus in der R.er Stadtbücherei. Sie saßen vor mir in der ersten Reihe, und stellenweise konnte ich in ihren Augen feuchten Glanz ausmachen. Meine Worte hatten ihr Herz erreicht. Was wollte ich mehr?

Mischi und Frau gesellten sich dazu, und nach der Peinlichkeit, dass ich ihn nicht gleich erkannte, fing er an, von seinem Sohn zu erzählen, der seit geraumer Zeit in der Nähe von Coburg lebe, was neu für mich war ...

Ich konnte mich loseisen, sah Moni mit Erna in Nähe des Grabes stehen. Ich ging zurück und wir umarmten uns. Moni meinte, wir träfen uns ja dann in der Wirtschaft ... Und ich

sagte, dass wir eigentlich gleich wieder fahren wollten ... Ich musste ihr nichts erklären, sie weiß von meiner Problematik, gerade deswegen aber zog sie die Brauern zusammen, nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände, fing meinen Blick ein, und ihre Stimme nahm etwas Flehendes an: Mach dess nidd, Manni. Kumm, ge noch miid ...

Jede Faser an ihr schien mich zu beschwören, ihr zu folgen. Du wirst es bereuen, lass die Gelegenheit nicht vorüberziehen, sie kommt vielleicht nicht wieder, du musst dich stellen, die Dinge auflösen, es liegt eine Heilwirkung darin ... Und ich bin nicht ungehorsam ... Das alles waren meine eigenen Gedanken. Mein Widerstand war ja längst zerbröckelt, trotzdem zuckte ich mit den Schultern ... Ich fühlte, heute war nicht der Tag für Zusagen, wohl aber dafür, die Dinge offen zu halten ...

Liesi war dazu gestoßen und wusste vorderhand ein Mittel: Woss, ihr welld nidd miid? Freili gennder midd. - Brauchder en Whiskey?

Nein, einen Whiskey brauchte weder Erna noch ich.

Gennd erschd emoll miid zu uns, sagte Liesi. Moni bekräftigte: Ja, kummd erschd emoll zu uns.

Manfred hatte inzwischen unsere Runde erweitert. Das "Umschmaaße" beim Grablied wurde zum Thema. Manfred ist nicht nur mein ältester Kuseng, auch einer der ältesten Sänger des Gesangvereins. Er wurde im Dorf geboren und hat immer im Dorf gelebt. Aufgewachsen ist er mit meiner Mutter und ihren vier Geschwistern im vaterlosen, während des Krieges und noch eine Zeit danach auch männerlosen Haushalt, da Mutters Brüder erst Soldaten, dann Kriegsgefangene waren. Mutter hat in ihren Aufzeichnungen ja ihre ärmliche, arbeitsreiche Kindheit und Jugend geschildert und auch erwähnt, dass Manfred das Kind ihrer ältesten Schwester Mathilde und eines ältern Bruders meines Vaters ist, der Sohn von Karl, der in Stalingrad vermisst blieb. So ist er gewissermaßen mein Doppelkuseng und nächster Verwandter nach meinen Geschwistern. Er kennt seinen Vater nur von Fotos. Eines stand bei Mudderle - so nannte die ganze Verwandtschaft Mutters Mutter - auf dem Buffetschrank: der schneidige Bamberger Reiter zu Pferd in stolzer Haltung. Ein anderes, ein großes Brustbild, das ihn ebenfalls in Uniform zeigte, hing über dem Sofa meiner Großeltern in deren Altsitzerwohnung. Aber einen Platz für Karls Frau und den kleinen Enkelsohn gab es bei uns im Haus nicht, ihre Gegenwart und Zukunft mussten sie anderswo sehen, das machte meine Oma, die die Fäden im Haus in der Hand hielt, schnell deutlich. Ihre beiden Söhne Hermann und Emil waren noch im Feld, und kehrte Karl nicht heim, würde einer der beiden (Guschdl war schon verheiratet und aus dem Haus) den Hof übernehmen. Schließlich blieb, da Hermann kriegesversehrt heimkam, nur mein Vater übrig. Wäre Karl zurück gekommen, wäre

Manfred auf dem Hof aufgewachsen und wahrscheinlich der Hoferbe geworden, nicht Bernhard. Wir Geschwister wären irgendwo anders groß geworden, vielleicht gar nicht im Dorf, meinen Vater zog es ja schon als Kind weg zu Höherem, der Hof war nicht sein Traum gewesen. Aber illusorisch zu glauben, ich wäre überhaupt auf der Welt, wäre Karl doch noch eines Tages vor der Tür gestanden als Spätheimkehrer. Das Leben meiner Eltern hätte eine andere Richtung eingeschlagen, gewiss an meiner Zeugung an jenem Wintertag 1956 vorbei, und mein Leben wäre, sagen wir, eine Seifenblase geworden.

Für Manfred gab es bei uns jedenfalls nicht viel zu erben. Eine Verletzung für seine Mutter war auch, dass Oma das Kind eines russischen Zwangsarbeiterpaares mehr ins Herz geschlossen zu haben schien als ihren eigenen Enkel. Im Nachhinein fällt mir auf, dass ich als Kind Manfred mit meinen Großeltern gar nicht groß in Verbindung brachte. Hat er sie nicht besucht? Oder galten die Besuche dann immer auch eher meiner Mutter, und seine Gänge hinauf ins Stübchen zu seinen Großeltern bekam ich gar nicht recht mit, waren für ihn lästige Pflichterfüllung?

Im Schmidtschen Haus, dem Elternhaus meiner Mutter (Manfred figurierte im Dorf nur als "Schmidts Manfred", und ich habe erlebt, dass - vor allem Jüngere - erstaunt waren, als sie mitbekamen, dass sein Familienname Kern ist), änderten sich die Verhältnisse Ende der vierziger Jahre grundlegend: Mutters Bruder Georg heiratete, übernahm Haus und Hof, und ein erstes Kind, Liesi, wurde geboren. Die nächsten zwei, drei Jahre heirateten die übrigen Geschwister weg und Mudderle, Mathilde, mit dem ungefähr zehnjährigen Manfred, zogen ins Korbhaus.

Normal, dass er sobald als möglich Geld verdienen, sich eine Existenz aufbauen, auch seiner Mutter einen Platz schaffen wollte. Über Umwege - er wurde Milchprüfer, kam routinemäßig nach dem abendlichen Melken ins Haus und blieb dann meistens noch eine Weile für einen kleinen Plausch oder sogar zum Vespers am Küchentisch sitzen - kam er zur Raiffeisenbank. Ich erinnere mich noch gut an seine ersten Autos, den VW Käfer, der noch keinen Blinker, sondern einen Winker mit orangefarbenen Gläsern hatte, der an der Tür mechanisch ausklappte, und vor allem an seinen Ford Taunus 12 m, eine Augenweide, rot mit weißem Dach. Der Neuwagen stand im Hof und wollte bewundert sein, und eine Probefahrt darin war schon etwas anderes als mit dem kleinen Leiterwagen durchs Dorf gedeichselt zu werden.

Er lernte Wilma kennen, diese kleine zarte Frau mit der hellen Stimme. Äußerlich waren sie ein ungleiches Paar, Manfred war bestimmt zwei Köpfe größer, aber wie stark und zäh sie

war, zeigte sich in den Jahren ihrer Krebserkrankung. Manfreds Wilma ist es, die jetzt in der Reihe mit Mutter liegt, ein paar Plätze vor ihr.

Sie heirateten, zogen zur Miete ins Gendarmenhaus, das immer noch so heißt, obwohl die Polizeistation Ende der fünfziger Jahre aufgelöst wurde. Das Gebäude gehört zum Goldenen Lamm, aus dem Mudderle stammt. Manfreds und Wilmas Kinder, ein Junge und ein Mädchen, wurden während der Zeit im Gendarmenhaus geboren. Anfang der siebziger Jahre ergab sich die Gelegenheit zum Kauf eines alten Gehöfts, das dem Bauern gehörte, der mit meiner ersten Lehrerin verheiratet war. Sie kam aus Hof, war die Tochter eines Schulrats und achtzehn Jahre jünger als er. Alle Welt nannte sie - natürlich nur hinter ihrem Rücken - "di Ackerberndi", dem Hausnamen entsprechend, nicht "Frau Ehnes", wie ihr angeheirateter Name war. Sie hatte sich neben ihrer Lehrerinnentätigkeit als Bäuerin versucht, das Landleben aber war nichts für sie, sie wollte in die Stadt. Das Paar, zumal der Mann eh bald das Rentenalter erreicht hatte, zog nach Rothenburg, wo sie eine neue Stelle annahm. Das Haus stand jahrelang leer, bis es Anfang der 70er Jahre an die Flurbereinigung verkauft wurde. Manfred erwarb das Hofgrundstück, ließ das Gebäude Mitte der 70er Jahre abreißen und baute 1978, mit achtunddreißig Jahren, sein eigenes Haus.

Das Grundstück liegt am südlichen Dorfrand, mit Blick auf die Frankenhöhe, ein weitläufiger Garten mit alten Obstbäumen gehört dazu. Mutter schwärmte, der Manfred und die Wilma hätten sich da ein Paradies geschaffen, das müsse ich mir unbedingt ansehen. Endlich hatte er auch das Gelände für seine Kleintiere. Schon als Bub bei Schmidts hatte er Tauben und Stallhasen, hielt sich Fasane, deren begehrte Federn er sich als Schmuck an den Strohhut oder ans Fahrrad steckte, aber auch freigiebig verteilte. Er züchtete Zwerghasen und Zwerghühner, ging damit auf Ausstellungen, heimste meines Wissens auch Preise ein. Er kaufte oder pachtete sich einen der Fischweiher am Fuße des Äckerbergs, und wenn der Weiher im Herbst abgefischt wurde, brachte er meinen Eltern, dem Doppelonkel und der Doppeltante, Karpfen vorbei. Seinen Most, den er im Herbst herstellte, habe ich bei Abstechern zu ihm genießen können, ebenso den selbst gemachten Blutwurzelschnaps. Mit Manfred konnte man feiern. Diesen Wesenszug könnte er von beiden Seiten geerbt haben. Mitternacht vorbei und in der Wirtschaft erklang in gehobener Stimmung die Besenmusik, handgemacht von Manfred und Gleichgesinnten. An seinem Grundstück vorbei führt die Hollergasse geradewegs zum Wald. Sie war einer meiner bevorzugten Wege. Man konnte mich vom Wald kommend beobachten oder zum Wald hinauf spazierend. Manchmal begegneten wir uns zufällig am Gartenzaun oder auf der Hollergasse selbst, wenn Manfred allein oder mit Wilma gemeinsam den Berner Sennenhund ausführte. Dann gab es jedes Mal

ein freudiges Hallo. "Griaß di Godd, Vedder, mei Freind! Aa widder emoll im Land?! Und, wi gedds?!"

Das Haus wurde vorausschauend für zwei Familien gebaut. Es ist auch das Heim für Manfreds Sohn und seine Familie geworden und der hat sich als genauso bodenständig erwiesen wie sein Vater, der auch seinen Namen an ihn weitergegeben hat. Er wird von allen aber nur Fredi genannt, so wie ich Manni genannt werde, oder im Dorf weiterhin: Bardls Manni, gemäß unsers Hausnamens, und wie Manfred, wie erwähnt, der Schmidts Manfred ist oder wenigstens früher war. Fredi hat aber, im Gegensatz zu Manfred und mir, keinen weiteren Vornamen. Hinter seinem Manfred ist nur ein weißes Feld, während Manfred und ich mit zweitem Namen Karl heißen. Im Fall von Manfred - der den Namen schätzungsweise dem Piloten und Kriegshelden Manfred von Richthofen verdankt - ergibt sich der Karl fast logischerweise durch seinen Vater, warum man aber auch mich bis auf das nicht vorhandene i-Tüpfelchen so nannte, erschien mir als ein Mysterium, das auch Mutter auf Nachfrage nicht mehr auflösen konnte. Vater wollte mich Konrad nennen, aber Mutter gefiel der Name nicht, schließlich wurde ein Manfred aus mir. Und achtzehn Jahre lang, bis ich von daheim wegzog, gab es zwei Manfred Karl Kern in W. Jetzt lebt noch einer dort und wird dort auch wohnen bleiben bis an sein - so soll es sein! - seliges Ende. Der andere aber ... Wird man ihn in seinem Heimatdorf noch einmal begrüßen dürfen?

Wenn dein Elternhaus ...

*Wenn dein Elternhaus dir verschlossen sein wird
ein für allemal
und kein Schlüssel mehr bereit liegt für dich
auf dem Fensterbrett neben dem Geranienkasten,
wie jetzt noch, wenn die Mutter nicht da ist,
aber weiß, dass du kommst,*

*wenn das Haus leer ist
oder bewohnt nur noch von Fremden,
kannst du immer noch die Straßen
durch das Dorf für dich nutzen und die Feldwege
hinauf in den Wald,*

*wo du auf einer Baumspitze
dich hinabträumen kannst
in dein Elternhaus,*

*aber warum solltest du das dann noch tun,
wo die Mutter nicht da ist,
dich zu begrüßen mit einer Umarmung?*

Warum schleichst du dann hier noch herum?

Manfred sagte, es sei doch nicht bloß der Einsatz daneben gegangen, mitten im Lied hätte ihm die Stimme versagt und er hätte nicht mehr weiter singen können ... Ich antwortete, er sei ja für meine Mutter auch so was wie ein kleiner Bruder gewesen. Und er nickte: Dess stimmnd, sou woars aa. Und er erzählte, wie sie, wenn die anderen wieder mal etwas an ihm auszusetzen hatten und auf ihm herumhackten, seine Hand gesucht hatte unter dem Tisch und sie gehalten hatte. - Das hörte ich zum ersten Mal.

Moni und Liesi verabschiedeten sich, und Liesi sagte: Also, bis gleich. Kummder dann ...

Erna: Ja, bis gleich. Sie war mir schon einen Schritt voraus.

Ich sah Brigitte sich mit Jürgen unterhalten und fürchtete, wir könnten uns verpassen, ging hinüber und begrüßte ihn, sagte, wie ich mich freue und gleichzeitig überrascht sei über sein Kommen, schob die Frage nach, ob seine Mutter noch lebe?

Ja, sie lebe noch, sei aber völlig dement.

Von der Demenz wusste ich. Marion, seine Schwester, hatte mir bei einer meiner Lesungen davon berichtet.

Jürgen fragte, ob ich ein Bild von ihr sehen wolle?

Ich nickte.

Er zog sein Smartphone heraus und wischte solange über das Touchscreen, bis eine Greisin im Rollstuhl auftauchte, im Profil, die kurzen schlohweißen Haare hingen ihr strohig herab, sie glotzte, leicht vorgebeugt, stumpf vor sich hin, die Gesichtszüge entgleist. Nach mir schaute sich auch Brigitte das Foto an. Das Bild einer Fremden.

Sie lebe im Heim in Schillingsfürst und er komme gerade von ihr, er wisse nicht, ob sie ihn überhaupt erkannt hätte. Marion hätte ihm erzählt von der heutigen Beerdigung, er hätte sonst gar nichts vom Tod meiner Mutter gewusst. Kurz entschlossen und vollkommen unvorbereitet

sei er von Schillingsfürst hierher gefahren, weshalb er auch nicht die passende Kleidung trage.

Er schaute an sich herab, die Arme etwas weggestreckt. Unter einem dunkelblauen Trenchcoat trug er ein helles Hemd zur dunklen Hose und blaue Freizeitschuhe mit weißen Schuhbändern. Modische, sportliche Eleganz. Auch sonst sah er gut aus.

In meinen ersten sieben oder acht Lebensjahren waren wir Nachbarskinder. Jürgen ist so alt wie Bernhard, also zwei Jahre älter als ich, und dementsprechend steckte er oft mit meinem Bruder zusammen, war aber nicht auf ihn fixiert, auch wir spielten viel gemeinsam. Er war das, was man bei uns fast liebevoll einen kleinen Fetz nennt, ein Draufgänger, dem immer etwas einfiel, das er anstellen oder ausprobieren konnte. Er kannte kaum Grenzen und ging auf alle offen zu, auch auf Erwachsene, hatte einen natürlichen Charme, der ihm manche Tür öffnete, und er entwickelte eine Passion für alles, was Räder hatte und sich bewegte, natürlich vor allem für Autos. Ein erster Blick galt dem Tacho: Wie schnell ist der Wagen unterwegs? Sein Vater, der Zahnarzt im Dorf, fuhr einen himmelblauen Opel Rekord. Von 0-50 war der Breitbandtacho grün, von 50-100 orange, und von 100-140 rot. Der rote Bereich zog ihn an. Rennfahrer zu werden, war sein Traum. Rennfahrer wurde er nicht, er brachte es aber zum Pressechef bei Porsche, wechselte dann in entsprechender Funktion zu Audi. Die offizielle Bezeichnung seines Tätigkeitsfeldes lautete: "Leiter der Audi Sport Kommunikation". Wer das auf seine Visitenkarte drucken lassen kann, ist ein gemachter Mann.

Wie und wann genau die Pippigs (Rudolf und Ruth - als wollte das Schicksal durch die Namensgebung sagen: ihr seid füreinander geschaffen), ins Dorf kamen, weiß ich nicht. Vermutlich suchte der junge Zahnarzt für sich und seine Frau eine Wohnung und Räume für eine Praxis, mithilfe derer er sich selbstständig machen konnte. Familiäre Bindungen ins Dorf gab es glaube ich nicht. Soweit ich weiß, stammte er aus Fürth, jedenfalls dem Großraum Nürnberg, und sie war eine Tochter des Lehrers in Wildenholz, einem Dörfchen knapp sieben Kilometer von Wetztingen entfernt. Ihr Vater, ein kleiner Mann, meistens mit Baskenmütze auf dem Kopf, war auf Abstand bedacht, einer noch vom alten Schlag, der auf Form achtete und sich gerne mit "Herr Hauptlehrer Meyer" titulieren ließ, während seine Frau leutselig auftrat, immer vor ihm mit kräftiger Stimme das Haus betrat. Eine gewisse Beziehung ergab sich auch zwischen dem Lehrerehepaar und meinen Eltern, wahrscheinlich durch Ruth. Mutter gab bei den gelegentlichen Besuchen immer etwas Begehrtes mit: Eier, neue Kartoffeln oder von ihrem in unserem Backhäuschen frisch gebackenen unvergleichlichen Holzofenbrot ... Die Meyers wollten aber den Eindruck, sie seien zum Schnorren gekommen, gar nicht erst aufkommen lassen und bestanden darauf, alles auf Mark und Pfennig zu

bezahlen. Mutter aber nannte keinen Preis und es landete, weil sie sich zierte und nicht zugriff, irgendein Geldbetrag auf dem Küchentisch oder der Anrichte, der schon in Ordnung gewesen sein wird, auch wenn Mutter sich hinreißen ließ zu der Bemerkung: Dess hädds awwer nidd brauchd, dess is doch widder vill zu vill, Frau Haubdlehrer. Und irgendwann einmal wurde es Zeit für den Satz: Die Frau Hauptlehrer lassen wir jetzt mal weg, Frau Kern. Für ihren Mann im Hintergrund, der allerdings nicht immer dabei war, manchmal kamen auch nur Mutter und Tochter allein, galt das Gemeinmachen deswegen noch lange nicht. Ruth kam, scheint mir, mehr nach ihrer Mutter als nach ihrem Vater. Zum "Hauptlehrer Meyer" müsste auch Wilma, die aus Wildenholz stammte, in die Schule gegangen sein. Und normalerweise müsste sie Ruth schon von Wi. her gekannt haben. Hat Wilma nicht einmal davon erzählt?

Worin ich sicher bin: Am Anfang wohnten Pippigs bei den Schenkels, dem ersten Hof neben dem Hintereingang des Friedhofs, wo wir heute unser Auto geparkt hatten. Dem Hof schräg gegenüber, dem Pfarrhaus vis-vis, steht ein kleines schmuckes Fachwerkhaus mit einer großen Gaube über dem Eingang und der mit einem schmiedeeisernen Geländer versehenen Freitreppe. Darin befanden sich die Praxisräume.

Irgendwann ergab sich die Gelegenheit, ins Schulhaus umzuziehen, weil die geräumige Lehrerwohnung im ersten Stock frei wurde, hundert Meter von der alten Wohnung entfernt, mit Blick auf unser Haus.

Schon länger waren unsere Familien befreundet. Mutter bezeichnete die Zeit, da wir Kinder noch klein waren, als die schönste Zeit ihres Lebens. Sie fiel zusammen und deckte sich zu einem Großteil mit der Zeit der Freundschaft zu Pippigs.

Es war auch die Zeit vor der Spezialisierung auf die Schweinezucht, dem fast völligen Abhängigmachen von Bank und Markt, der unmenschlichen Tierhaltung in stählernen Boxen mit blankem Betonboden, der Aufgabe der Vielfalt und Buntheit, der allgemeinen Verarmung, die Zeit vor - ich muss es so sehen - Vaters schleichender Selbstaufgabe, die Zeit, bevor etwas kippte.

Der Weg vom Herrn zum Sklaven war damals noch nicht vollzogen. Jürgen und Marion, die so alt ist wie Britta, verbrachten viele Stunde auf dem Hof. Der Gang aus der Wohnung zu uns war gleichsam der aus der Stadt aufs Land, zauberisch in einer Minute hinter sich gebracht, und ihre Mutter musste ihnen oftmals eine Extraeinladung schicken, damit sie am Abend wieder heimfanden.

Was für ein Reichtum bei uns, wie viel Spielraum! Stand: Anfang der 60er Jahre. Der Innenhof wird, vom Hoftor aus betrachtet, hufeisenförmig eingefasst, rechter Hand beginnend mit dem Wohnhaus, einem zweistöckigen Fachwerkbau mit eindrucksvollem Doppelgiebel:

der eine schaut über den Hof mit der Miststatt vor der Haustür nach Osten, Kirche und Schule zu, der andere zur Straße und nach Norden. Das Haus hat einen geräumigen Keller, das Erdgeschoss gehört den Wohnräumen, aber auch im ersten Stock gibt es Zimmer, zum Beispiel die beiden Stuben der Altsitzerwohnung. Im ersten Stock auch die Mehlkammer, die zwei nicht mehr benutzten Gesindekammern, in denen noch Betten stehen und Schränke mit alten Kleidern und nach Mottenkugeln riechenden Trachten, sowie eine ebenfalls nicht mehr bewohnte, große helle Stube: dieser Bereich liegt schon über dem ans Wohnhaus angebauten Stall, ist aber nur vom Wohnhaus her zugänglich. Eine steile Stiege führt hinauf zum Getreidespeicher und dem Trockenboden: Bohnenkerne findet man ausgebreitet, Seile sind gespannt, auf denen Jutesäcke hängen, unser Kinderwagen, im Augenblick außer Dienst, steht im Eck. Nur über eine wacklige Leiter kommt man auf eine weitere Ebene, unmittelbar unter dem First, mit von Spinnweben und dichtem Staub überzogenem Gerümpel, einem Spinnrad etwa und einem Bügeleisen aus Gusseisen, und den zwei Taubenschlägen, der eine am Stallgiebel, der andere am nördlichen Hausgiebel, beide vom Dreck der letzten Tauben nie gereinigt. Vom Kuh- und Schweinestall nur durch einen höchstens meterbreiten Spalt getrennt, beschließt der sogenannte Umeried (von: Umritt) diesen Schenkel des Hufeisens, ein Geräteschuppen, der, bis auf das sandsteinerne Fundament, ein reines Holzgebäude ist, grau verwittert, schon ein wenig windschief, so dass man es wohl bald wird abstützen müssen, mit einem Dachboden aus Holzdielen, lose auf die Querbalken gelegt, mit vielen kleineren und größeren Durchblicken nach unten. Ein Pferdeschlitten, noch in Ordnung, blaugrün gestrichen, zu schade, um ihn zu Brennholz zu zerhacken, verharrt dort oben im Dämmerlicht. Da hinauf kommt man nur vom Hof her über eine hohe Leiter und durch eine Luke. Im rechten Winkel zum Umeried die Scheune, die die ganze Stirnseite einnimmt, mit ihren verschiedenen Heuböden, Strohlagern und der breiten Tenne. Wieder im rechten Winkel dazu, dem Umeried gegenüber, der ehemalige Pferdestall, der inzwischen zur Traktorgarage umfunktioniert worden ist. Von ihr aus führen Stufen hinab zum Scheunenkeller, einem dunklen Gewölbekeller mit Salzausblühungen an den immer feuchten Wänden, wie der Hauskeller Lagerstätte für die Mostfässer und Kartoffeln, hier jedoch finden sich zusätzlich in Sand eingegrabene gelbe Rüben und Mutters selbst gemachter Hollersekt in Flaschen mit Bügelverschluss. Der Garage schließt sich ein schmaler Hundezwinger an mit Hütte, die aber verwaist ist, seit unser Prinz, der gutmütige Bernhardiner, an Altersschwäche eingegangen ist, an einen Nachfolger ist derzeit noch nicht gedacht. Daneben fängt Omas Gärtchen an, mit Stiefmütterchen und Vergissmeinnicht und der Schwengelpumpe neben dem wackligen Gartentürchen. Und dann ist da noch ein Häuschen, im Krieg erbaut als Behelfsheim für

Evakuierte und Ausgebombte. Es steht momentan leer, wird aber bald umgebaut zur Autogarage. In einem oder zwei Jahren, sobald er den 3er Führerschein gemacht hat, wird sich Vater die bordeauxrote Borgward Isabella, eine wunderbare Limousine, zulegen und die türkisfarbene Vespa verkaufen, der ich auch heute noch, sechzig Jahre später, und obschon ich auf das Auto keinesfalls verzichtet haben möchte, mit Wehmut nachhänge und den damit verbundenen Sonntagsfahrten auf dem Sozius, die noch kurzen Arme um Vaters Taille geklammert. Mit der künftigen Garagenzufahrt, im Moment noch eine mit Blumenkübeln geschmückte Grasfläche - Rasen wäre zuviel gesagt - endet bei der Hofeinfahrt und der Straße das Hufeisen.

Diesen ersten Ring umgibt ein zweiter, beginnend mit der Holzlege. Sie ist zwei Stock hoch und verfügt über eine breite Luke zum Hineinhieven und Herabwerfen der Reisigbündel, die sich an den Wänden stapeln. An den Stützbalken hängen an Nägeln die aus Schürzenstoff genähten Säckchen mit Omas Zwetschgenhutzeln und Apfelingen. Das Gebäude steht so nah am Haus, dass die Küche, die sowieso nur ein einziges, wenn auch dreischiebiges Fenster hat, davon verdunkelt wird, so dass man auch bei Sonnenschein versucht ist, das Licht anzumachen, was Oma allerdings als Verschwendung anprangert. Der Straße zu hat die Holzlege eine Kammer, in der Bernhards Hasenställe Platz finden. Durch die Lattenwände kann man alles beobachten, ohne leicht gesehen zu werden: das Haus, die Straße, das Nachbargrundstück. Man kann Spion spielen, meinetwegen auch Leute erschrecken. Außerdem kann man sich die Haut mustern lassen von den Sonnenstreifen, die durch die Lattenwand fallen. Im Winter weht manchmal Schnee herein oder der Wind pfeift durch das Gebäude. Meistens ist es still, und mit einer Hutzeln im Mund oder einem Apfeling am Finger als Insignie ist man gut versorgt, ein König, der gut Lachen hat - bis Oma die ausgedünnten Säckchen entdeckt. Daran aber denken wir heute nicht. Wir lesen auf dem Türsturz des sich an die Holzlege anschließenden Backhäuschens lieber die in den Sandstein gemeißelte Jahreszahl 1886. Da war Oma gerade mal zwei Jahre alt, und einen Kern aus einer Hutzeln hätten Buben unseres Alters locker und lässig über sie hinwegspucken können. Das hölzerne Aborthäuschen kommt und der Komposthaufen. Es gibt auch noch einen gemauerten Abort im Stall, man sieht seine Ausbuchtung gegenüber in der Mauer mit dem kleinen Fenster, das einen Sprung hat und blind ist von Staub. Es folgt der Holzplatz mit dem ausgefransten Hackstock. Das scharfe Beil wird im angrenzenden Umeried aufbewahrt, den Kindern zum Schutz. Und dann kommt, auf Höhe der Scheune, Mutters Blumen- und Gemüsegarten. Ein von einer niederen Buchsbaumhecke gesäumter Weg führt vom Gartentürchen zum Rondell mit den Rosenstöcken und auf der anderen Seite weiter, eine Symmetrieachse, die den Garten

in zwei gleichgroße Flächen teilt. Im hinteren Winkel, am Zaun zum Nachbarn, *mein* Gärtchen, das ich, auch wenn ich niemals mehr Interesse hätte, darin etwas anzupflanzen, immer als meinen Besitz betrachten werde. Nur Mutter darf mit meiner ausdrücklichen Erlaubnis darin arbeiten, keines meiner Geschwister, darüber wache ich eifersüchtig. In der ganzen Breite des Hofgrundstücks, hinter Garten und Scheune, dehnt sich der Hofacker fußballfeldgroß bis hinunter zu den letzten Häusern und der das Dorf nach einer scharfen Kurve verlassenden Hauptstraße, die nach dem Ortsschild leicht ansteigt. Der Hofacker nennt sich zwar Acker, wird aber, seit ich denken kann, als Wiese genutzt, nur am rechten Rand ist ein schmaler Streifen mit Gemüsebeeten angelegt: Kohl, Rosenkohl, Blumenkohl, rote Bete, Stangenbohnen, auch Kartoffeln. Hier, auf der Gartenseite, flankieren den Hofacker fast in ganzer Länge erst der Hühnergarten, dann der Beergarten. Oben beim Garten die windige Tür, ein Holzrahmen mit diagonaler Verstärkung und Maschendraht, oft nur nachlässig geschlossen, so dass immer wieder Hühner abhauen. Das Hühnerhaus aus Bretterwänden hat eine schräge Dachfläche, die mit Teerpappe abgedichtet ist. Wer Mut hat und gut klettern kann, Mutters Donnerwetter, einen aufgescheuchten Hühnerhaufen und einen rebellischen Hahn nicht fürchtet, kann über den Baum daneben, einen Boskop, hinaufsteigen. Ein anderer Baum, im entfernten Winkel, trägt Wettringer Taubenäpfel, eine Sorte, die nach unserem Dorf benannt ist. Es sind kleine rote feste Äpfel, die man gut lagern kann bis in den März hinein, ideal für die Zubereitung von Bratäpfeln im Ofenfach. Im Beergarten gibt es Johannisbeeren, rote und schwarze, Stachelbeeren, Himbeeren, aber auch Obstbäume. Die Blutstreiflinge gehören zu Mutters Lieblingsäpfeln. Mir schmecken besonders die gelben Augustäpfel. Am Zaun wächst, wild aufgegangen, ein einzigartiger Mirabellenbaum, die Früchte hellrot und fruchtig süß. Seine Äste hängen auch über den Fußweg jenseits des Zauns. Leute gehen vorbei, kosten, und schon mancher ist auf den Geschmack gekommen. Wer freundlich fragt, kann sich ein Eimerchen voll selber pflücken. Auch hinter der Scheune stehen noch Bäume, hauptsächlich Zwetschgenbäume, auch der kleine Walnussbaum, den Mutter nach ihrer Heirat gepflanzt hat, ein Ableger von daheim, er trägt inzwischen erste Früchte. Und an einem alten Birnbaum neben dem Scheunentor hängt eine Schaukel.

Der Sandkasten steht im Hof, unweit des von Vater am frühen Morgen frisch gemähten, noch feuchten Grases, ein Haufen, auf dem es von Grashüpfern nur so wimmelt. Man kann sie leicht fangen, den Kitzel der Tiere in der geschlossenen Hand muss man erlebt haben und wie sie, sobald man die Hand öffnet, sich wegkatapultieren. Auch Marienkäfer kann man sammeln und sie als Haustiere auf den Zimmerpflanzen zu halten versuchen. Schmetterlinge fängt man am besten hinten auf dem Hofacker bei den Gemüsebeeten, wo vor allem die

Kohlweißlinge vorkommen, aber es gibt alle möglichen Arten, und falls man das Glück hat, einen Admiral oder gar Schwalbenschwanz zu erbeuten, den man mit einer Nadel zu den anderen auf den dünnen Karton speißen kann, hat man allen Grund, sich zu fühlen. Auf dem Hofacker kann man mit dem Gummiball - Jürgen bringt vielleicht seinen ledernen mit - versuchen, den Tagmond vom Himmel zu schießen oder ganz normal gegen einander antreten oder allein gegen sich selber spielen auf das Bänkchen am Gartenzaun, das, wenn nicht Opa grade meint, da unbedingt seine Weiße Eule rauchen zu müssen, ein prima Tor abgibt. Im Scheunenstroh kann man die jungen Kätzchen suchen, ihnen Milch zu trinken geben, ein Wollknäuel zum Spielen vorsetzen, einen Wollfaden um den Hals binden als Leine, sie ausführen oder mit dem Puppen- oder Leiterwagen durch die Gegend kutschieren. Immer wieder gibt es junge Häschen, die man sich in den Schoß setzen und streicheln kann. Lustig ist es, die Kühe nachzuäffen, wie sie mit ihren Mäulern scheinbar den ganzen Tag im Leeren mahlen. Viel prickelnder ist es aber, sich von den Kälbchen mit ihren feuchten rauen Zungen an den Fingern saugen zu lassen. Vielleicht sind auch grade Ferkel geboren worden, denen man zuschauen kann, wie sie sich an der Muttersau gegen die Konkurrenz der Geschwister eine Zitze erobern und begierig saugen, mit noch blinden Augen. Und dann hat man vielleicht genug vom Stall und den Tieren und Lust auf etwas ganz anderes. Drüben im früheren Behelfsheim gibt es einen Raum, wo die leeren Weinflaschen gelagert sind. Man könnte über Wasserdampf die Etiketten ablösen und sie in ein Schulheft kleben, eine Streichholzschachtel- und Bierdeckelsammlung habe ich bereits angefangen. Und falls Jürgen auch zu sammeln anfängt, könnten wir doppelte Exemplare tauschen. Mutter hat auch die Korke irgendwo aufbewahrt, daraus lassen sich, mit Draht verbunden, Flösse bauen. Auf dem Hofacker steht die alte Blechbadewanne zum Baden und Plantschen. Sie kann auch ein See sein. Oder man geht gleich zur Tauber und setzt die Flösse ins im Sommer zwischen Schule und Marktplatz begehbare Bachbett. Im Frühjahr führt die Tauber manchmal Hochwasser, da lassen wir Schiffchen die Straße hinab schwimmen, und wenn es nur kleine Holzstücke sind, die wir gegeneinander ins Rennen schicken. Zum Geburtstag habe ich ein Kegelspiel geschenkt bekommen, schlanke hellblaue Kegel aus Holz, mit roten Ringen am Hals. Je mehr einer wert ist, desto mehr Ringe hat er. Den mit fünf Ringen gibt es nur einmal, er wird in die Mitte gestellt. Auf dem betonierten Teil des Hofes, zwischen Haustür und Misthaufen, könnten wir sie aufstellen. Jürgen dagegen hat ein Krocketenspiel daheim. Was will er in der Wohnung damit? Wir stecken die Tore in die Erde des Hofackers und versuchen mit dem kleinen Hammer den Ball durch die Tore zu buchsieren. Den tollen Lederball und das Krocketenspiel nimmt er am Abend wieder mit heim. Die Miststatt zieht die Fliegen an. Zu Hunderten sitzen

sie im Hochsommer an der heißen Stallwand. "Sieben auf einen Streich" mit der flachen Hand zu erschlagen, ist mir schon öfter gelungen. Ein Erwachsener sollte einen dabei nicht erwischen, denn es bleiben Blutflecken auf der weißen Fassade zurück. Sportlicher ist es eh, die Fliegen mit dem Einmachgummi abzuschließen. Ich bin ein Meister darin. Wer will sich mit mir messen? Die Fliegen mit der Hand zu fangen hat den Vorteil, dass man ihnen bei lebendigem Leib die Flügel herausreißen und gespannt beobachten kann, wie sie sich anstellen ohne Flügel. Man kann sie anzünden oder töten, indem man nur ihren Kopf zusammendrückt, dann spritzen die Innereien nicht und sie sind fast noch unversehrt, wenn man ihren Leichnam begräbt in einer Zündholzschachtel als Sarg, auf dem man "Welthölzer" lesen kann. Das Begräbnis wird feierlich begangen mit Erdbestattung, Gänseblümchen, Löwenzahnblüten, Vergissmeinnicht und einem richtigen Kreuz aus Zündhölzern. Man kann sie auch lebendig begraben, mit oder ohne Flügel, mit oder ohne Beine, und am nächsten Tag wieder ausgraben und nachschauen, was aus ihnen geworden ist. Das ist ein Sport für den Sommer. In der kälteren Jahreszeit liegen manchmal Asthaufen oder Holzpolter am Rand des Hofackers und man kann darauf sitzen als seinem Panzer oder Spähwagen, über denen die Düsenjäger in unserem Tieffluggebiet unablässig die Schallmauer durchbrechen, und auch Militärhubschrauber sieht man immer wieder übers Tal fliegen. Man braucht sie nicht zu fürchten, sie tun einem nichts, weil sie ein wichtiger Bestandteil unserer Armee sind. Auch die kleinen grünen Plastiksoldaten, die ehemals als Stiele in den kegelförmigen Lutschern gedient haben, kämpfen mit einem - einer immer in der Hosentasche - gegen den unsichtbaren Feind. Ein Rad kann auch ein Rennwagen sein. Man kann die Rücktrittsbremse so stark treten, dass im Hof der Staub aufwirbelt und man sich schräg stellt. Auch kann man die Spatzen und Tauben, die überall herumpicken, jagen, mit oder ohne Gefährt. Im Umeried hat Vater einst ein Schusserloch in den gestampften, speckigen Erdboden gegraben. Und hat man einmal zum Schussern und auch zu nichts anderem mehr Lust und Momente der Langeweile stellen sich ein, kann man Mutter suchen und über Hunger klagen. Sie schneidet einem dann eine Scheibe ab über den ganzen Brotlaib, iwwern ganze *Labbroad* (wann zuletzt habe ich dieses aus zwei Wörtern zusammengezogene, himmlische Wort in den Mund genommen?!), und macht einem ein Butterbrot, das größer ist als die Schuhsohle eines Riesen und Kraft spendet für weitere Taten. Gegen den Durst steht dazu auf der Anrichte in der Küche die Kanne mit kaltem Getreidekaffee oder auch, vor allem im Sommer, ein Krug mit Pfefferminztee, den kühlen Getränken für unter dem Tag, von denen man sich bedienen kann. Man kann auch ein Häuschen bauen. Winkel und Material gibt es genug. Auf dem Holzplatz, an die Wand des Umerieds gelehnt, findet man jede Menge Bretter, im Umerid Nägel, Hammer und, falls

nötig, eine Säge. Nehmen wir doch gleich die Ecke da, die von den Gartenzäunen gebildet wird, und nutzen die Holzklötze auf dem Holzplatz. Von hier aus ist es auch nicht weit in Küche und Speisekammer, wo man Töpfe und Geschirr holen kann und Proviant: Gelee und ein Eckchen Schmelzkäse mit Schinken vielleicht für die Vorratskammer. Und dann kocht man selber Tee, aus Taubnesseln und Löwenzahnblüten, die man auf dem Hofacker oder im Beergarten sammelt, und im Häuschen mischt man noch Haferflocken drunter, zu einem dicken Brei. Man kann auch selber Haferflocken herstellen. Weißt du, wie das geht? Man nimmt einfach einen Hammer und klopft Weizenkörner platt. Man könnte auch eine Haferflockenfirma gründen und die Haferflocken an Britta, Angelika und Marion für ihre Puppen verkaufen, für ein paar Pfennige oder auch nur für Spielgeld. Oder man verkauft sie gleich an Mutter. Die muss aber mit echtem Geld bezahlen. Und die Haferflocken stellt man gleich droben im Getreidespeicher her. Warst du schon mal mit mir da oben, Jürgen? Dort ist es ganz schön unheimlich, vor allem, wenn man noch höher steigt. Da hast du schon auf der steilen, wackligen Leiter das Gefühl, dass eine Hand nach dir greift, dass es in den dunklen Winkeln knackt und etwas wimmert und jammert und Augen dich beobachten. Alleine traue ich mich da nicht mehr hoch. Und da fällt mir plötzlich ein: Es gibt ja schon ein Häuschen für uns, im anderen Hühnerstall, dem gemauerten hinter der Scheune, zwischen Garten und dem Birnbaum mit der Schaukel. Den habe ich ja ganz vergessen. Unter seinem Satteldach hat er einen Raum, der nicht genutzt wird, fast leer ist, höchstens liegen ein paar lange Bretter da oben. Wir könnten doch eine Bande gründen. In dem Hühnerhaus hätten wir unsere Burg. Da kommt keiner rauf, der keine Leiter hat, und die Leiter, die dort steht, könnten wir zu uns herein ziehen. Und wir könnten dort droben Blutsbrüder werden. Au ja, dein Vater hat doch dieses Messer, mit dem er mich einmal fast zu Tode erschreckt hat. Er hat es sich in die Brust gestoßen und die Klinge ist wie in der Brust verschwunden und Blut ist herab gelaufen und er hat die Augen verdreht und ist zusammengesunken. Aber dann hat er gelacht. Es war nur ein Spielzeug, bei dem die Klinge nach innen verschwunden ist, und gefüllt war der Griff mit irgendeiner roten Flüssigkeit. Dieses Messer könntest du doch holen und wir könnten es benutzen, um uns die Adern einzuritzen und unser Blut zu mischen. Und wir würden dann unser Leben lang zusammenhalten. Und wenn ein Feind unsere Burg erobern will, können wir von dort oben Steine herabschmeißen auf die Angreifer und Wasser aus Sprudelflaschen auf sie schütten und auf sie herabspucken und sie verhöhnen, wir wären unbesiegbar. Was meinst du, Jürgen, wäre das was?

Das alles kann man bei uns machen und noch viel, viel, viel, viel mehr!

Für uns alle

Die Gelassenheit an den Tag legen

Von Wolken

An einem heiteren Tag

Wie meine Mutter

Wenn sie das Brot in Scheiben schnitt

Vor der Brust

Vom großen Laib

Für uns alle

Denn Tage sind noch genug und Brot gibt es noch

Für uns alle

Jürgen liebte es, mit Vater aufs Feld zu fahren, wobei die Betonung auf fahren liegt. Das Schlüssel- oder Erweckungserlebnis oder die Initialzündung oder der Urknall oder wie immer man's nennen will lag bereits eine Weile zurück. Schon der alte Schenkel, in dessen Haus die Pippigs gewohnt hatten, hatte ihn öfter auf dem Traktor mitgenommen, einem Allgaier, 12 PS, der noch angekurbelt und mit Zündplättchen oder wie es bei uns hieß: Zindbilverli gezündet werden musste. Jürgen saß auf dem Sozius, hielt sich artig fest, und eines Tages sagte der Alte, der sonst nicht viel mit ihm sprach, er solle sich - er war sechs, sieben Jahre alt - mal ans Lenkrad setzen. Edz dui dirr in Gang nei, sagte der Bauer, und du meggschd goar nix, und ii ge hinder und häib as Miischdbriahfooß auf, dass wirgli alles rausleffd. Und in diesem Moment, allein auf dem Traktor, die Hände am Lenkrad, bei der Fahrt, machte es in Jürgen Wow! Ein unglaubliches Erlebnis war das für ihn. Ein Zauber, der ihn nicht mehr losließ.

Bei uns geriet er in den Bann der Porschetraktoren, gleich zwei hatten wir, einen 33er und einen 14er Junior, tachorot und nagelneu. Der Klang der Motoren: ein rhythmischen Knattern und Schmetterten und Klopfen. Musik in seinen Ohren. Auf Schildchen war zu lesen: "Porsche Motorenbau Friedrichshafen". Und Jürgen dachte: Da kommen also die Autos her.

Jahre sind schon wieder vergangen, seit wir ihn und seine damalige Frau in der "Roma" in Rothenburg zufällig beim Pizzaessen trafen. Wir waren im Gespräch schnell bei den alten Zeiten angelangt. Er erzählte, dass ohne unsere Traktoren und die Fahrten mit Vater aufs Feld er wahrscheinlich nie bei Porsche gelandet wäre, und er sei letztthin zu Bernhard gefahren und wollte ihm einen der Traktoren abkaufen, aber Bernhard hatte, obwohl sie kaum mehr im Gebrauch waren, keinen hergeben wollen. Ich sagte, sie seien ja auch nicht mehr in einem guten Zustand, er fände anderswo sicher noch schönere. Das sei es nicht, antwortete er, er wolle entweder einen von den beiden haben oder gar keinen.

Eins der Motive dafür könnte sein, dass man der ganzen Welt zeigen will, wo die eigenen Wurzeln und Ursprünge liegen, woher man kommt. Ich kenne das von mir selber.

Mit Pippigs machten wir Sonntagsausflüge. Sie mit ihrem Rekord, wir mit unserer Isabella. Je drei Kinder (Leo als der Älteste war meistens nicht mehr dabei) auf dem Rücksitz, immer die Kotztüte in Griffnähe. Wir erkundeten die nähere Umgebung, Rothenburg lag auf dem Weg, ins Taubertal ging es hinab, Weikersheim mit Barockgarten, Bad Mergentheim mit Kurpark waren Ziele. Im Hohenlohischen besuchten wir Langenburg und Kirchberg, zwei schmucke, mit ihren Schlossanlagen auf Spornen gelegene Landstädtchen, von denen man hinunter ins Jagsttal schauen kann. Auf der Fahrt nach Künzelsau blickten wir von einer Aussichtsplattform dem Kocher nach, wie er sich in die Ferne windet. Ein andermal hielten wir dort, wo im Jagsttal der Wegweiser nach Liebesdorf hinauf zeigt, die Erwachsenen stiegen aus und posierten als jung Verliebte neben dem Wegweiser, die Männer hatten ihre Agfa gezückt, Rudolf seine nagelneue und Vater die von Rudolf gebraucht übernommene. Dann wurden die Partner getauscht und vor der Kamera wurde geflirtet, man konnte das Knistern zwischen den neu zusammengestellten Partnern bis in die Autos hören, in denen wir Kinder unruhig darauf warteten, dass es weiterging zum nächsten Ausflugslokal, wo es, wenn wir uns weiterhin so brav verhielten, mutmaßlich nicht nur eine Bluna geben würde, sondern vielleicht sogar einen großen Eisbecher mit Früchten und einem Schirmchen zum Mitnehmen. Die Pippigs waren immer spendabel, luden gerne ein.

Beide Familien im Sonntagsstaat, immer herausgeputzt. Die Männer im weißen Hemd und mit Schlips, im Anzug oder im sportlichen Wildlederblouson, die Frauen in schönen Kleidern. Wer war der Zahnarzt, wer der Bauer? Auf den ersten Blick kaum zu erkennen. Sowieso wenig glaubhaft, dass einer der beiden ein Bauer sein soll. Sieht man's den Herren vielleicht an den Händen an, wer mit dem Bohrer, wer mit der Mistgabel auf Du und Du ist? Sehe ich da nicht einen Siegelring aufblitzen an der Hand von Rudolf, als er aus der Jacketasche ein silbernes Zigarettenetui zieht und es Vater hinhält, sich zu bedienen?

Vorher aber hat die Gattin schon den Zahnarzt verraten. Nicht dass Mutter neben ihr wie ein Mäuschen oder die Unschuld vom Lande wirkt, schon gar nicht in dem hellen Sommermantel, den sie trägt und der übrigens dem Mantel, den Ruth auf der Terrasse der Gaststätte über eine Stuhllehne gelegt hat, sehr ähnlich sieht. Doch Ruth, die um einiges jünger ist als Mutter, so um die zwanzig gewesen sein mag bei Jürgens Geburt, überstrahlt Mutter nicht nur durch ihre Jugendlichkeit, auch durch ihre eingeübten Umgangsformen und ihre Selbstsicherheit, die für ein gebildetes Elternhaus sprechen und eine gut situierte Lebenslage. Sie ist schick und geschmackvoll gekleidet nach der neuesten Mode, dezent geschminkt, hat sich die blonden Locken beim Friseur machen lassen, während Mutter ihre dunklen Haare mit den Naturwellen zurückgekämmt und mit Haarspray gefestigt hat (Vater verwendet Birkin und Frisiercreme, um seine Wellen in Form zu bringen). Ruth zieht die Blicke der Männer auf sich, und das scheint auch ihrem Mann zu schmeicheln und eine Art Besitzerstolz in ihm zu wecken. Aber rund um den Tisch sind alle vergnügt.

Ihre Wohnung hatten Pippigs modern eingerichtet, mit Cocktailsesseln, Tütenlampen, und auf einem Nierentischchen lagen Illustrierte und Modezeitschriften. Die Möbel standen auf Pfennigabsätzen, waren in Pastelltönen gehalten. Nichts Dunkles, alles hell und farbenfroh in allen Zimmern. Sie hatten einen Fernseher und einen Plattenspieler, auf dem die Scheiben der großen Stars aus den Fernsehrevuen sich drehten. Von Vico Torriani, Caterina Valente, der Knef, den Kessler Zwillingen konnte man Ruth schwärmen hören. Vieles begegnete mir bei ihnen zum ersten Mal: Sie hatten einen elektrischen Mixer, mit dem man die geliebte Bananenmilch herstellen konnte oder andere Mixgetränke aus Südfrüchten. Neben der Limo gab es auch Orangensaft aus der Flasche. Eine Ananas lag neben Weintrauben in einer Obstschale, und Rudolf knackte den Tresor einer Kokosnuss und wir kosteten die Milch und das Fleisch. Es gab einen Toaster, in dem das Brot hüpfte, und noch bevor mir das Wort von einer Eissorte geläufig wurde, saß ich vor einem Teller mit einem dreieckigen "Sandwich". Die Kinder wurden mit Spielsachen verwöhnt. Jürgen hatte schon wieder ein neues Wiking-Auto, das dem Original bis ins Detail glich. Ein echtes Auto, nur in klein. Eine elektrische Eisenbahn hatte er sowieso, aber eines Tages bekam er die ersehnte Carrerarennbahn, für die sein Zimmer zu eng war und die deshalb im Wohnzimmer aufgebaut werden musste. Wenn er damit spielte, versank alles neben ihm und du konntest nachhause gehen.

Sie fuhren in Urlaub, nur nach Bächlingen unterhalb Langenburgs im Jagsttal oder in den Süden, an einen der norditalienischen oder Tessiner Seen. Karten mit euphorischen Zeilen kamen aus Lugano, vom Lago Maggiore, vom Comer und vom Gardasee. In Südtirol hatten sie sich in Meran verliebt und im Winter fuhren sie zum Skifahren ich glaube nach Cortina

d'Ampezzo. Auf bunten Panoramakarten kreuzten sie mit Kuli das Hotel oder auch nur die ungefähre Position des Quartiers an, wo sie logierten. Wir bekamen sonst nie solche Post und ich schaute die Karten immer lange an mit ihren fremdländischen Marken. Braungebrannt und neu belebt kehrten sie zurück, brachten meistens schon am nächsten Tag ihre Mitbringsel vorbei und man verabredete sich zu einem gemütlichen Dia-Abend, bei dem sie anhand der Bilder ihre Erlebnisse und Eindrücke schilderten, von Reisebekanntschaften berichteten und mit einem Faible fürs Mondäne von einer Welt schwärmten, die mit der meiner Eltern nichts zu tun hatte und nie etwas zu tun haben würde. Die hörten, das anfänglich vorhandene Interesse bald nur noch heuchelnd, mit immer müder werdenden Augen und zunehmend gefrorenem Lächeln zu und fühlten nicht zum ersten Mal, dass man sich doch in verschiedenen Sphären bewegte und heimisch war.

Die Anlässe für die Treffen waren mannigfaltig. Der junge Most musste probiert werden, ein Schwein war geschlachtet worden und man lud zur Schlachtschüssel, man erwartete Besuch und stellte es sich angenehm vor, die Freunde dabei zu haben, den Kreis zu erweitern, neue Bekanntschaften zu stiften, man hatte sich schon länger nicht mehr gesehen und fand es an der Zeit, man traf sich zufällig auf der Straße und verabredete sich spontan für den Abend, Geburtstage wurden gefeiert oder nachgefeiert, die Weihnachtsplätzchen dufteten von Haus zu Haus und lockten zum Adventskaffee, immer gab es irgendetwas zu begießen und sei es das Leben selbst, das vor allem für die Männer, die im Krieg und in der Gefangenschaft gewesen waren, ein Überleben und eine Befreiheit bedeutete.

Bei Pippigs wurde aufgetischt mit Schnittchen, bei uns mit Mutters selbst gebackenem Brot, Schinken und Presssack. Als Gastgeschenk brachte man Eier oder andere begehrte Naturalien mit ins Schulhaus, geräucherte Bratwürste wurden nicht verachtet. Die Pippigs kamen gerne mit alkoholischen Getränken, Wein, Sekt, Likör, Schnaps. Einmal schenkten sie, ich weiß nicht mehr zu welchem Anlass, einen blauen schweren Kristallaschenbecher, ein nur aus Rundungen bestehendes, dekoratives Stück, das bei uns daheim zwar schon lange nicht mehr als Aschenbecher diente, höchstens als Behältnis für Bonbonpapier und dergleichen benutzt wurde, aber bis zum heutigen Tag noch den rutschigen Läufer auf dem Wohnzimmertisch festhalten dürfte, und wenn der Aschenbecher nicht auf dem Tisch steht, dann sicher noch in Reichweite des Wohnzimmertisches im ausgestorbenen Haus.

Ein andermal schenkten sie Räuchermännchen aus dem Erzgebirge. Der Skifahrer gehört zu den wenigen Erinnerungsstücken, die ich - bei meinem Auszug oder die ersten Jahre danach - aus dem Elternhaus mitgenommen habe. Ihm fehlte damals schon - wir Kinder dürften schuld daran sein - die Pfeife im Mund, die Skier waren ihm abhanden gekommen und er streckt nur

noch einen halben Arm von sich weg. Pippigs Gaben waren niemals Verlegenheitsgeschenke, wurden immer mit Freude geschenkt und im Bewusstsein freundschaftlicher Zuneigung. Und auch wenn der Skifahrer der reinste Invalide ist - oder vielleicht gerade deswegen - ist er mir nach wie vor lieb und teuer, und jeden Winter darf er seine am liebsten nach Tannennadeln duftende Kunst der gezwirbelten Rauchfäden zeigen, die er trotz aller Gebrechen beherrscht.

Nicht immer wurde groß aufgetischt, manchmal reichten Knabbereien wie Salzstangen und Erdnussflips, und in die Schälchen langten dann ohnehin eher wir Kinder. Die ausschließlich für die Erwachsenen bereit gehaltenen Packungen mit Weinbrandbohnen oder Schogetten waren am nächsten Tag meistens gar nicht angerissen. Die Frauen tranken wenig und rauchten nicht, Vater rauchte nicht viel, deutlich weniger als Rudolf und trank meistens auch weniger. Irgendwann wurden wir Kinder ins Bett geschickt. Es war die Zeit, da wir noch regelmäßig im Ehebett einschliefen und von Vater, der damals noch öfter in einer unserer vier Wirtschaften verschwand, nach seiner Heimkehr in unsere Betten verfrachtet wurden. Es kam vor, dass er uns zu fünft neben Mutter vorfand. Ich mochte es, über Nacht im *Gräwwele*, auf der Matratzenritze, schlafen zu dürfen. Das Elternschlafzimmer lag zwischen Wohnzimmer und Kinderzimmer. Waren die Pippigs da, drangen Licht und Rauch durchs Schlüsselloch und den Türspalt am Boden, und die lebhafter werdenden, mit Gelächter verbundenen Gespräche, die gedämpft hereindrang, waren eine anregende und anheimelnde Einschlafmusik. Manchmal ging die Tür einen Spalt weit auf und eine Hand griff nach einer der Flaschen, die sich neben Mutters Spiegelkommode reihten. Ich sehe die Batterie noch vor mir: Danziger Goldwasser, Kosakenkaffee, Eckes Edelkirsch, Himbeer- oder Birnengeist.

Es gab Tage, da benetzte ich mir ein bisschen die Lippen. Das Danziger Goldwasser würde ich als meinen Favoriten bezeichnen, allein schon des Schneegestöbers wegen, das die schwebenden Goldplättchen beim Schütteln der Flasche erzeugten, vom Geschmack her machte der Eckes Edelkirsch dem Goldwasser allerdings Konkurrenz. Dann machte ich einen Rundgang durchs Haus und schaute, ob die Luft weiterhin rein wäre. Aus dem Flaschenhals des Kosakenkaffees leckte ich die cremige Flüssigkeit und wusste nicht mehr, ob mir jetzt das Danziger Goldwasser, der Kirsch oder der Kosakenkaffee am besten geschmeckt hatte und musste nochmals durchprobieren, das Ohr immer nach draußen gerichtet. Erwischt wollte ich nicht werden. Lediglich der Himbeer- oder sonstige -geist trieb mir schon beim Riechen die Tränen in die Augen.

Oma hatte andere Sorgen. Mutter erzählte mir, sie sei nach solchen Abenden mit Pippigs, egal, ob sie bei uns oder im Schulhaus stattfanden, am nächsten Morgen mit dem Gesangbuch singend durchs Haus gegangen und habe mit den Liederversen das Haus reinigen wollen von

den sündigen Umtrieben der Jungen, die wieder mal der Versuchung nicht hatten widerstehen können und sich dem Mammon verschrieben hatten. Sie sah den Niedergang kommen. Was halfs? Es blieb ihr nur der Gesang.

Die gemeinsame Zeit wurde als umso wertvoller empfunden, je stärker man sich ihrer Begrenztheit bewusst war. Dass die Pippigs sich bald verändern würden, war vorauszusehen. In Rothenburg wurde durch den Tod eines Zahnarztes eine Praxis zum Verkauf angeboten, und Rudolf konnte sich die Chance nicht entgehen lassen. Der Umzugswagen kam, man winkte, hatte Tränen in den Augen, versprach sich gegenseitig, die Freundschaft aufrecht zu erhalten, sie weiterhin zu pflegen, und die Pippigs kündigten an, bald in die neue Wohnung einzuladen, was dann auch geschah. Aber natürlich wurde es zwischen den Paaren nie mehr so, wie es einmal war. Man entfremdete sich.

Die Trauer über den Weggang der Familie erstreckte sich auch auf meine Eltern. In Beziehung zu den Pippigs zeigten sie sich von einer Seite wie sonst nie. Bei uns daheim, im Alltag, funktionierten sie nur in Beziehung zu uns Kindern und zu ihrer Arbeit. Das Paar, das ich im Umgang mit den Pippigs erlebte, gab es ab da nicht mehr, es war weggezogen mit den Freunden.

Rudolf wurde keine fünfzig Jahre alt, er starb 1971, kein Jahrzehnt nach ihrem Umzug nach Rothenburg. Meine Eltern erfuhren von seinem Tod aus der Zeitung. Ich kam von der Schule und Mutter legte mir die Traueranzeige auf den Schreibtisch. Sie war erschüttert. Ich wollte von ihr wissen, was Rudolf ihr eigentlich bedeutet hätte. Ich höre sie noch sagen: Derr Rudolf, dess woar e feiner Mensch.

Was Vater angeht, hatte er in Rudolf, dem zugezogenen Zahnarzt, einen Freund gefunden im Dorf, mit dem er sprechen, diskutieren, politisieren, andererseits sich auch vergessen und ausgelassen sein konnte. Sein Esprit fiel einmal nicht auf trockenen Boden. Rudolf gegenüber war es leichter, seine Gedanken zu entwickeln, die ihn im Grunde fortzogen, die zeigten, dass er an einen anderen Ort gehörte als den, an dem er sich befand. Fühlbar mag für Vater im Umgang mit beiden, mit Ruth wie Rudolf, geworden sein, was ihm abging, was ihm fehlte und immer fehlen würde, verpflichtet auf das Führen des Hofes, die Ernährung der Familie. Immer wenn sie zusammen waren, tat sich ein kleines Türchen auf, durch das er gehen konnte. Er muss Rudolf mehr als wir anderen vermisst haben. Gezeigt hat er es nicht.

Bei Rudolfs Tod war weder die Praxis noch das Bungalow mit Garten hinter einer Hecke, das sie sich, nachdem sie die erste Zeit zur Miete gewohnt hatten, gekauft hatten und in dem Marion heute noch lebt, abbezahlt, und Ruth musste eine Arbeit annehmen, um die Familie durchzubringen und den Besitz erhalten zu können. Jürgen war siebzehn, als sein Vater starb,

ging in Nürnberg ins Internat. Die Schule war für ihn nur insofern eine glatte Angelegenheit gewesen als er leicht ins Rutschen geriet. Er musste jetzt Verantwortung übernehmen, in die Rolle des Mannes im Haus hineinflinden, Ruth band ihn, auch wenn er sich dem kaum gewachsen fühlte, in die Entscheidungsprozesse mit ein, Marion, fünf Jahre jünger als er, war noch zu klein, ihrer Mutter in dieser Lebensphase Beistand zu leisten. Und seine Mutter beschwor ihn: Bub, schau, dass was aus dir wird, und bitte, bitte, lieg mir nicht mehr auf der Tasche. Sie schlug ihm vor, zum Beispiel Krankenpfleger zu werden, das sei doch ein guter Beruf. Jürgen aber antwortete: Ich werde entweder Journalist oder Rennfahrer. Um Gottes Willen! Ruth schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Als wir uns damals in der "Roma" begegneten, Jahre, nachdem wir uns zuletzt gesehen hatten, erfuhr ich zum ersten Mal von Jürgens Interesse an Zeitungen. Er sei als Kind oft nur dagesessen und habe Zeitung gelesen, habe sich überlegt, wie die das machen, wie die Zeitung aufgebaut sei. Vielleicht kam diese Neigung ja von seinem Opa aus Wildenholz, der neben seiner Lehrertätigkeit der Dorfberichterstatter für die Heimatzeitung war. Besuchten sie mit ihrem Opel Rekord die Großeltern, setzte Jürgen sich, während die anderen im Haus waren, hinters Steuer und fuhr im Geist die Strecke zurück, die sein Vater gerade gefahren war. Er kannte jede Kurve, jeden Baum und jeden Strauch am Wegrand, hatte im Kopf, wie lange sein Vater gebraucht hatte von diesem zu jenem Streckenabschnitt und fuhr die sieben Kilometer fast auf die Minute genau in der gleichen Zeit.

Einmal waren sie zum Urlaub in Leutasch in Tirol. Beim Frühstück unterhielten sich seine Eltern wie immer angeregt mit anderen Hotelgästen, Jürgen war es langweilig, und er hat sich den Autoschlüssel geschnappt und, wie er sich ausdrückte, das Auto "näher angeguckt" und ist im "1. Gang, Handschaltung, links unten, vorwärts und rückwärts" gefahren. Das konnte er. Sein Vater hatte ihm auf Feldwegen und Plätzen schon ein bisschen Fahrstunden gegeben. Damit er überhaupt zur Frontscheibe hinausschauen konnte, legte er ein Kissen unter, das Gaspedal erreichte er gerade so. Und auf einmal schauten die Leute aus dem Fenster und riefen: Herr Doktor, Herr Doktor! Herr Pippig, da fährt ihr Auto, aber es sitzt keiner drin! Sein Vater hat nicht geschimpft, ich könnte mir sogar vorstellen, dass er auf seinen kleinen fahrtüchtigen Schlawiner ein wenig stolz war. Eher ging es wohl darum, ihm das Fahren noch besser beizubringen, damit nichts passiert, denn auszutreiben war ihm das Fahren ja doch nicht. Jürgen hatte vor den Augen der Eltern und der anderen Feriengästen ein Statement abgegeben, ihnen plastisch vor Augen geführt, wohin die Reise geht. Und Rudolf setzte sich jetzt öfter am Abend neben Jürgen auf die durchgehende Sitzbank und ließ ihn das Auto in die Garage fahren.

Noch eine Anekdote. Infiziert war er längst nicht nur von Autos, sondern auch vom Motorsport. Sein Vater war damals schon tot. Jürgen besaß einen Führerschein, aber noch kein eigenes Auto. Seine Mutter hatte sich einen Opel Sprint Coupe 1900, 97 PS, zugelegt, er bat sie, ihm das Auto übers Wochenende zu leihen, er wolle mit ein paar Mädels in die Fränkische Schweiz zu einem Kaffeeausflug, nach Pottenstein, Streitberg und so weiter. Ruth sagte: Ja, Bub, du kannst den Wagen schon haben. Jürgen dachte aber nicht daran, mit ein paar Mädels in die Fränkische Schweiz oder sonst wohin zu fahren, nahm vielmehr in den nächsten Wochen und Monaten, begrenzt auf einen Radius von 80 bis 100 Km, an Flugplatzrennen, Slalomrennen teil, in Bopfingen, Kitzingen, Nördlingen, und gab alles, was er konnte. Nur war er mit dem überforderten Auto kaum konkurrenzfähig. Dennoch belegte er einmal einen vorderen Platz, und in der Zeitung erschien eine kleine Notiz: "Jürgen Pippig, dritter, (Opel Sprint Coupe)". Seine Mutter liest das, stellt ihn zur Rede, sagt, indem sie mit dem Finger auf den Tisch pocht: Das ist mein Auto. Glaube ich das?! Nein. Und jetzt weiß ich, warum wir immer neue Reifen, neue Bremsen und eine neue Kupplung brauchen. Jürgen verströmte eine spitzbübische Heiterkeit, als er davon erzählte und sagte, aus dem Rennfahrer wäre nichts geworden, weil ihm das Talent ausgegangen sei und kein Geld da gewesen wäre. Statt dessen bewarb er sich über die Zeitschrift "Der Journalist" für ein Volontariat, bekam zwei Angebote, eins aus dem Kohlenpott, wohin er nicht wollte, und eins aus Syke bei Bremen. Er fuhr mit dem Opel Sprint an einem Tag in den Norden und wieder heim und hatte schließlich die Zusage in der Tasche. Ein paar Jahre später bewarb er sich bei "Auto Sport", musste eine Art Aufnahme- oder Eignungsprüfung ablegen, die darin bestand, verschiedene Autozeitschriften miteinander zu vergleichen. Für einen wie ihn, der schon als Kind Zeitungen und Zeitschriften studiert und untersucht hatte, war das eine dank- und lösbare Aufgabe. Er wurde als Redakteur eingestellt, und von da an ging es kraft seiner Passion und seines offenen, kommunikativen Wesens rasant nach oben.

Die Pizzaecken auf unseren Tellern wurden weniger, und ich hatte noch ein anderes Ziel im Blick. Ob er immer noch die Rolling Stones höre, fragte ich. Es war, als würde sich hinter seinen Augen ein zweites Paar Augen öffnen. Noch immer, sagte er, die Stones sind noch immer die Größten, an die kommt keiner ran. Wo immer sie ein Konzert gäben, fahre er hin und sei es noch so weit.

Ich nickte lächelnd, nicht um ihm beizupflichten, ich hatte gefürchtet, dass er nichts mehr von seiner einstigen Begeisterung wissen wollte und freute mich über seine Antwort. Mich verstimmen Menschen, die, was sie einmal geliebt haben, später einer Entwicklungsstufe zuordnen und als Phase abtun.

Jürgen hat einen Onkel, der gerade mal ein oder zwei Jahre älter ist als er, Uli, der Bruder seiner Mutter. Mit ihm war er viel zusammen, und einmal fragte Ruth in ihrem Auftrag telefonisch bei Vater an, ob die beiden für ein paar Tage während der Sommerferien auf dem Hofacker zelten dürften. Vater sagte natürlich ja, Ruth brachte sie vorbei und sie bauten ihr Dreimannzelt auf einem von Vater frisch für sie gemähten Grasstreifen auf.

Ich trank Ernas Chianti aus, den sie nicht mehr schaffte, wir riefen die Bedienung zum Zahlen und ich fragte Jürgen, ob er sich noch an das Zelten seinerzeit erinnern könne. Ja, er wüsste es noch. Als ich aber von dem batteriebetriebenen Plattenspieler anfang und den beiden Platten der Stones, die sie dabei gehabt hatten, musste er passen und staunte, dass ich sogar noch die Titel der beiden Alben parat hatte: "Around And Around" und "Out Of Our Heads".

Das war Mitte der 60er Jahre, ich war zehn oder elf, Jürgen und Uli entsprechend älter. Ich suchte ihre Nähe, die beiden aber suchten das Abenteuer. An unsere Scheune war ein neuer Schweinestall angebaut, der später wieder abgerissen und durch einen weit größeren Stall ersetzt wurde. Bei diesem ersten Stall gab es noch einen Auslauf, eine mit einem Holz- und zusätzlichem Elektrozaun eingezäunte Weide, die Schweine verließen ihren Stall, wann sie wollten, wühlten mit der Schnauze im Boden, sprangen herum oder ruhten aus, suhlten sich in schlammigen Kuhlen, und Jürgen reizte es, sich, als handelte es sich um wilde Mustangs in einem Rodeo, auf ein Schwein zu schwingen und darauf zu reiten. Auch liebäugelten sie damit, nachts einen der Porschetraktoren aus der Garage zu holen und eine Runde durchs Dorf zu drehen. Dass die Zündschlüssel immer steckten, hatten sie schon erkundet. Weniger fragwürdig war die Absicht, Vater zu bitten, mit aufs Feld zu dürfen und sich hinters Lenkrad zu klemmen, Vaters unmittelbare Umgebung gehörte aber damals schon nicht mehr zu meinem Einzugsbereich, und als sie ihr Vorhaben wahr machen wollten, gab ich ihnen meinen Segen und ließ sie ohne mich ziehen. Zudem suchten sie im Dorf die Nähe der Mädchen, ermutigten mich auch da, mitzukommen, doch die Aussicht auf derartige Erfahrungen war mir eher unheimlich. Mein zaghafter Hinweis an Jürgen, dass man nicht versuchen sollte, auf Schweinen zu reiten, da sie leicht in Stress gerieten und ein Herzschlag drohte, mithin ein erheblicher finanzieller Schaden für den Hof, schien ihn nicht sonderlich zu beeindrucken, und ich weiß nicht, ob er es in meiner Abwesenheit - schließlich waren sie die allermeiste Zeit für sich im Zelt - versucht hat. Insgesamt rochen mir die Aktivitäten der beiden zu sehr nach Platzverweis, und ich blieb, wozu sie mich ermunterten, während sie durchs Dorf stromerten oder sonst wo - vielleicht bei Bernhard - waren, allein im Zelt zurück beim Plattenspieler und ließ die beiden pechschwarzen Scheiben ihre Kreise ziehen, immer

wieder, immer wieder, und fürchtete nur noch, die Freunde könnten zu früh zurückkehren oder den Batterien könnte, wie schon geschehen, der Saft ausgehen und es wäre kein Ersatz mehr zu beschaffen.

So etwas hatte ich noch nicht gehört, und falls doch, war die Musik wie hinter einem Schleier an mir vorbeigezogen. Gestern war ich noch taub, heute hatte ich ein offenes Ohr, war der Schleier weggezogen. Und wieder muss ich an ihn denken, meinen Konfirmationsspruch: "Gott der Herr hat mir das Ohr geöffnet. Und ich bin nicht ungehorsam und weiche nicht zurück." Und dabei muss ich innerlich lachen. Denn diese Art von Musik mit Gott in Verbindung zu bringen, wäre meinen Eltern, den anderen Erwachsenen - und ganz zu schweigen von meiner Oma - als der reine Frevel erschienen, damals und heute wohl genauso, könnte ich ihr Ohr noch erreichen. Dieses Wilde, Ungebändigte, Ungebändigte in der Stimme von Mick Jagger, diese "Urwaldgeräusche", diese "Negermusik", Ausdruck all dessen, das man im Menschen verdrängen, ausmerzen, überwinden wollte, sei es mit Gewalt oder durch friedliche Missionierung, das Urwüchsige, die Sexualität, das Widerspenstige, Rebellische, diese Fäden, aus denen der Teufel, glaubte man den Erwachsenen, seinen roten Teppich webte, den er für einen ausrollte - all das kam zum Vorschein und zum Tragen in dieser Musik, den so erfrischend heißblütigen Songs der Rolling Stones.

Ihre Musik drang mir bis in die Eingeweide, wühlte mich auf und brachte mich zum Träumen, auf ihren Schwingen flog ich ins Weite. Dieses unglaubliche Märchen war also wahr: Es gab wirklich Menschen, die solche Musik machten und die es schaffte bis zu mir auf den Hofacker und ins Zelt auf den Plattenteller, Musik, die - nächstes Wunder - auf Band aufgenommen und anschließend in die Rillen dieser Lakritzscheibe gepresst wurde. Und es gab Leute, die sie kauften und verbreiteten. Von England übers Meer kam sie. Und singen konnte man in seiner Sprache und in einem anderen, fremden Land dennoch gehört werden. Man konnte bestehen auf seiner heimischen Sprache, musste sie nicht aufgeben, sich nicht verstellen oder verbiegen. Das war der Beweis. Zu fünft standen sie dicht beisammen auf dem Foto der Plattenhülle, die ich nicht satt wurde anzusehen beim Hören. Lange Haare hatten sie und keinem fiel es ein, zu lächeln, ungezwungen und direkt schauten sie in die Kamera, mit leicht geöffneten Lippen, herausfordernd, ein bisschen trotzig oder abgeklärt. Sich in einer solchen Gruppe mit anderen, gleichgesinnten Jungs zu bewegen, wiederzufinden, das konnte ich mir auch für mich vorstellen. Und wer von denen war der Sänger? Welcher sah danach aus, welcher hatte diese Ausstrahlung, die nur der Sänger haben konnte? Wer war Mick Jagger? Ich musste Jürgen und Uli, die sich den Namen immer wieder zuraunten, fragen, sie würden es wissen. Ich tippte ja auf den da. Wie er, wäre ich gerne der Sänger. Das wäre die

mir auf den Leib geschriebene Rolle. So wie ich beim Fußball entweder der Torschütze oder der Spielmacher sein wollte. Am liebsten aber beides zusammen.

Ungezähmt war der Gesang, war die Musik, ja, auf der anderen Seite aber war das Wilde, Rebellen kanalisiert in der Form eines Songs, wurde darin überwunden und zum Blühen gebracht. Das hatte etwas Anziehendes, das zeigte mir einen sehnsuchtsvollen, aber gangbaren Weg auf. Dessen war ich mir damals natürlich nicht bewusst, fühlte, ahnte es nur. Es geht jedoch weniger um das Nennbare, ihre Magie bezog diese Musik aus dem Unsagbaren, Unerforschlichen, aus dem, was jenseits der Worte, des Verstandes ablief. Diese Musik nährte meinen Hunger. Das Leben selbst rief mich. Die Rolling Stones bliesen zum Aufbruch.

Aber ich war ja noch viel zu jung, ich konnte ja noch gar nicht gehen. Es gab Momente, da wünschte ich mir so stark, die Zukunft herbeiziehen oder einen Zeitsprung machen zu können, dass ich dachte, ich platze gleich in meiner Bewegungslosigkeit, ja Gefangenschaft in der Gegenwart. Im folgenden Augenblick konnte es aber geschehen, dass ich in ein tiefes Loch fiel. Wollte ich denn überhaupt gehen? Wollte ich nicht hier bleiben? Wollte ich Vater und Mutter, das Haus, das Dorf denn verlassen? War es nicht mein tiefster, innigster Wunsch, für immer da zu bleiben? Doch war es ja längst entschieden, über meinen Kopf hinweg, dass ich gehen würde, zu gehen hatte. Bernhard würde der Bauer auf dem Hof werden, er würde alles übernehmen, Haus und Hof, auch diesen Ort hier, den Hofacker, wo das Zelt stand, in dem ich die Musik hörte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, der Augenblick des Abschieds rückte immer näher, immer näher ... die heimische Uhr tickte, und allein dieser Zustand schwächte mich ... Wenn es nur schon so weit wäre. Jetzt! Die Musik entfachte ein Feuer, es brannte lichterloh in mir. Und sie schien die Wehmut, die ich in mir spürte, zu befördern, sie auszudrücken. Auch darin bestand die Kraft und die Macht dieser Musik. Sie verstand mich, die Jungs da hatten die selben Gefühle wie ich, schien es, sie spielten auf ihren Instrumenten meine Zustände durch, zwischen Euphorie und Trauer und Melancholie. Es gab da dieses Stück, das ich immer wieder hörte, wenn ich den Reißverschluss aufmachte, wenn ich das helle Tageslicht hereinließ in den braungrünen Schimmer des Zeltes, wenn ich den Kopf hinaus steckte durch den Spalt und unser Grundstück von den rückwärtigen Fassaden her betrachtete, unser Haus mit dem Stallgiebel, Umeried, Scheune, Mutters Garten, den Hühnerstall, über dem Scheunendach die Kirchturmspitze mit der goldenen Kugel, der Mond und Abendstern als Wetterfahne entwachsen, den unentwegt über den alten Dächern kreisenden Taubenschwarm, die bewaldete Frankenhöhe am Horizont, das Himmelszelt über

mir mit den wandernden Wolken: "That's how strong my love is". Immer wieder musste ich die Nadel neu zurück setzen. Der Song war viel zu kurz.

"Cry to me", "Time is on my side", "It's all over now", "If you need me" waren andere Stücke, die mich begeisterten. Ich konnte fast kein Wort Englisch, dennoch gab es diese Ebene, auf der ich verstand, wovon Mick Jagger sang. Und der Augenblick, da die beiden, Jürgen und Uli, ihre Sachen packen, die Platten und den Plattenspieler verstauen, das Zelt zusammenrollen und zurück in die Stadt fahren würden, rückte näher. Morgen würden sie wieder abgeholt von Ruth. Komprimiert auf wenige Tage durchlebte ich noch einmal die Zeit, da die Pippigs im Dorf gewohnt hatten und Jürgen mein Spielkamerad war. Und dann blieb nur der helle Fleck vom Zelt auf dem Hofacker zurück. Das Gras schien tot, abgestorben. Nach ein paar Tagen war es wieder aufgestanden und grün wie zuvor. Das Gras erholte sich rasch. Der Ball rollte weiter übers Feld. Mich aber begleitete noch eine Weile der Blues.

Vielleicht als verzögerte Gegeneinladung zu den Zelttagen verbrachte ich eine kurze, mir so lang erscheinende Zeit bei Jürgen in dem neu bezogenen Bungalow. Es muss 1967 oder 68 gewesen sein, weil Jürgen schon die LP "Flowers" besaß. Ich fühlte mich unbehaglich. Das schreibe ich mir ganz allein selber zu. Meiner Lebtag fühlte ich mich - ausgenommen in Hotels - immer nur auf kurze Dauer wohl in fremden Häusern und Wohnungen, selbst denen von Freunden - Altraum Übernachtungen! Ich muss das Flower-Power-Cover mit den als Blumen dargestellten fünf Rolling Stones, fragwürdige, mickrige Pflänzchen, von denen man noch nicht sicher sagen konnte, ob was aus ihnen wird, oft und intensiv angesehen haben, denn es ist so gut wie das einzige Bild, das ich von diesen Tagen noch habe. Drei Tage lang litt ich an Heimweh. Ich wollte, was ich natürlich zu verbergen suchte, nur noch nachhause. Daraufhin verloren Jürgen und ich uns aus den Augen.

Auf dem Friedhof zurück. Ich konnte mir ausrechnen, dass Jürgen sich unterdessen im sogenannten Ruhestand befand und fragte, was er jetzt mache.

Er sei ins Allgäu umgezogen, nach Mindelheim, komme aber noch jedes Wochenende, um seine Mutter zu besuchen.

Es muss nicht lange nach Vaters Tod gewesen sein: Ich saß mit Mutter beim Kaffeetrinken, als es klopfte. Herein! Die Tür ging auf, Ruth kam unangemeldet, die Freude war so groß wie die Überraschung. Von diesem Nachmittag blieb bei mir Ruths schwärmerischer Satz hängen: Ach, ich kann dir sagen, Lisbeth, der Jürgen tut für mich alles.

Und du schreibst weiter Bücher, stellte er fest mit einem angedeuteten Fragezeichen.

Ich bejahte und erwiderte, ich könne mir nicht vorstellen, dass er einfach die Füße still halte.

Er schmunzelte. Er manage noch ein bisschen den Walter Röhl und den Strietzel Stuck - aber die würde ich wahrscheinlich nicht kennen.

Jürgen, dieses Understatement, diese Finte wären nicht nötig gewesen!

Immerhin führten sie dazu, dass ich sagte, natürlich kannte ich die. Ich wusste ja von ihm selbst, vom Gespräch in der "Roma", dass ihn mit den beiden eine jahrelange Freundschaft verband, erwähnte es nicht, fügte nur hinzu, ich hätte seinen Werdegang immer verfolgt.

Sein Lächeln zeigte mir, dass er das erwartet hatte. Und es stehe auch der Gedanke im Raum, Biografien der beiden zu schreiben. Aber da verdient man ja nichts, sagte er lachend und machte gespielt große Augen, als sähe er vor sich auf einem Tisch nur ein Häufchen Kleingeld liegen oder als betrachte er auf seinem Kontoauszug das überwiesene Honorar, eine Null vor dem Komma.

Jürgen, lass das Schreiben sein!

Da kam Mischl mit Frau hinzu und zog das Gespräch an sich. Von gemeinsamen Kinderstreichen war bald die Rede. Brigitte erwähnte, wie sehr Jürgen seinem Vater gliche. Er machte eine Geste, die ausdrückte: Na ja, wie auch nicht, ich bin doch auch sein Sohn. Ich glaube, Jürgen hat seinen Vater sehr geliebt und vermisst ihn immer noch.

Mischl machte den Vorschlag, er solle doch noch mit zum Leichenschmaus gehen. Jürgen schaute zu Boden und schüttelte den Kopf, sagte aber: Ja, ich muss mal wieder kommen, ich muss mal den Bernhard besuchen. Und das klang wild entschlossen.

Wenn du das wirklich wahr machst, Jürgen, dann richte den beiden Porschetraktoren schöne Grüße von mir aus! Und falls du sie noch willst, von mir aus kannst du sie haben!

Nach dieser kleinen ironischen Luftnummer sehe ich, wie Thilo hinter dem Mauervorsprung der Kirche hervorkommt und eile zu ihm. Wir treffen am Rand von Mutters Grab zusammen. Ich weiß nicht, woher er gerade kommt, ob er sich die Kirche genauer angesehen hat, den wunderbaren Altar.

Noch einmal sage ich ihm, wie sehr ich mich freuen würde und überrascht wäre, dass er gekommen sei.

Er hätte Mutters Tod fast nicht mitgekriegt. Rein zufällig hätte er die Todesanzeige in der Zeitung, die er nicht jeden Tag in die Hand nehme, entdeckt. Das ist doch selbstverständlich, Manfred, dass ich da komme. Ich weiß doch, was deine Mutter dir bedeutet hat.

Thilo hat meine Bücher gelesen.

Er war mein Klassen- und Deutschlehrer in den letzten beiden Klassen der Realschule. Ich kam aus den Sommerferien als Rekonvaleszent, fühlte mich alles andere als gesund, oft schwach, schwächer am schwächsten. Unter der Bank hatte ich immer eine Banane oder sonst

etwas zu essen für den Fall, dass mir schwummrig werden würde. Zum Ende des vergangenen Schuljahres war ich in der Schule zusammengebrochen, hatte es noch aus eigenen Kräften mit dem Bus heim geschafft, mich dann aber ins Bett gerettet. Eine Herzmuskelentzündung mit Rhythmusstörungen war diagnostiziert worden, nachdem Vater mich, als es tagelang nicht besser werden wollte, ich keine fünf Meter laufen konnte, ohne in die Knie zu gehen, endlich zum Internisten nach Rothenburg gefahren hatte. Auf der Fahrt dorthin, liegend auf dem Rücksitz, wäre ich fast gestorben, fühlte den Tod ganz nah. Feine Stiche, eine Art eisiger Regenschauer, breitete sich über den ganzen Körper aus, von der blutleeren Stirn bis ins Herz, ich nur noch ein weit über die Körperdimension aufgeplustertes Nadelkissen, kaum mehr bei mir, das Herz, es hätte nur noch aufhören müssen zu schlagen, doch gab es nicht auf, schlug tapfer und unhörbar weiter, brauchte aber lange Wochen und Monate, bis es sich erholte und wieder seinen Lebensrhythmus fand.

Es heißt, wenn man stirbt, zieht das Leben an einem vorbei. Während ich nach Atem rang und jede Sekunde mit dem Tod rechnete, sah ich das Leben an mir vorbeiziehen, das ich nie leben würde. Das Leben als Mann mit Frau und Kind bei einer Arbeit, die mir entsprach, an einem Ort, wo ich mich am Platz und wohl fühlte, in der Fremde, aber daheim. Und ich bat Gott darum, vielleicht doch noch ein bisschen leben zu dürfen, wenigstens dreißig wollte ich werden, damit ich noch etwas anschneiden konnte vom wahren Leben, das auf mich gewartet hatte. Und ich weinte innerlich, beweinte mich selber und beweinte Mutter, die nun die Todesnachricht entgegen nehmen müsste von Vater, der ohne mich heimkehren würde. Ich sehnte mich, so nah am Tod, nach meinem Elternhaus und meinem Dorf. Niemals mehr würde ich das alles wiedersehen. Notgedrungen nahm ich Abschied.

Ich starb nicht, ich kehrte heim, und doch bin ich als ein anderer zurückgekehrt. Etwas von mir blieb auf der Strecke, ein wesentlicher Teil, und ganz bestimmt habe ich meine Kindheit eingebüßt in diesen wenigen Augenblicken, da ich mich dem Ende nahe fühlte. Ich war kein Kind mehr, aber auch kein Erwachsener. In einem Zwischenraum lag ich im Bett, so als wäre das Bett selber der Raum, in dem ich zu sein hatte, um was zu werden? um wie aufzustehen vom Lager? Es war kein sicherer Raum, ich hatte Angst, nach wie vor, zu sterben, nicht, wie man sagt, über dem Berg zu sein. Das Herz raste, dann wieder schien es aus dem Körper verschwunden, war nicht mehr zu hören, nicht mehr zu spüren, so schwach ... Den ganzen Tag beobachtete ich es, wie einen Feind, der mich zerstören wollte, und meistens war ich so elend, dass ich nicht in der Lage war, irgendetwas zu tun. Aufstehen durfte ich nicht. Bücher waren seit jeher das Mittel zur Gesundung auf dem Krankenlager, die Grimmschen Märchen und die zwei dicken Bände von Wilhelm Busch. Anfangs war ich auch zu schwach, mich

damit zu beschäftigen, meine Nerven waren angespannt, und der Anblick irgendeiner beliebigen unschuldigen Kleinigkeit konnte mich aus dem Gleichgewicht werfen, mir Übelkeit und Ekel verursachen. Meine Augen und Ohren vertrugen nichts. Ich bekam Valium, und auch die leichte Sedierung hinderte mich daran, mich mit irgendetwas zu beschäftigen. Ich lag in den Kissen, schaute, falls ich nicht schlief, zur Zimmerdecke oder zum Fenster hinaus und versuchte, meine Todesangst zu bekämpfen.

Unterirdisch aber arbeitete es in mir, wurden Fäden gesponnen, neue Verbindungen hergestellt, und nachdem der Arzt mir kleine rote, endlich wirksame Pillen verschrieb (neben dem Antibiotika gegen die Entzündung hatte er immer wieder andere Tabletten ausprobiert, die meinen Herzschlag normalisieren sollten, aber nicht halfen), erwachten die Lebensgeister neu in mir. Ich verbrachte die Tage im Elternschlafzimmer, in Mutters Bett, von der Küche und dem Wohnzimmer schnell zu erreichen, so konnte Mutter mich besser versorgen und immer mal wieder kurz hereinschauen, und ich war nicht so allein wie in dem abgelegenen Zimmer im ersten Stock, in dem ich mit Bernhard schlief, hatte es auch nicht so weit zum Abort im Stall. Und eines Tages fühlte ich mich kräftig genug, stand auf, ging hinüber ins Wohnzimmer zum Buffet, in dem sich unsere kleine Bibliothek befand.

Bibliothek ist für die beiden Buchreihen hinter den Scheiben ein großes Wort. Und die zwei gefüllten Regalbretter überragten dabei noch bei weitem die wirkliche, wie soll ich sagen? - Lesebereitschaft oder Leseleistung der Bewohner, die Bücher blieben zumeist unangetastet, waren nicht viel mehr als Dekoration und vorzeigbare Bildungskulisse. Vater hatte sich vom Bertelsmann Lesering ködern lassen, und nun füllten die pro Quartal erscheinenden Hauptvorschlagsbände, die kamen, wenn man nichts bestellte, unser Buffet. Als die Bretter voll waren, war das Soll erfüllt und die Mitgliedschaft wurde gekündigt. Keiner von uns, weder die Eltern noch wir Geschwister, waren das, was man Leseratten nennt. Die Eltern, allein schon aus Ermangelung an Zeit und Muße, lasen so gut wie gar nicht, Mutter manchmal zum Einschlafen einen Groschenroman, eine dramatische Liebesgeschichte aus den Bergen mit Beteiligung eines Arztes oder einer Adligen und so weiter, und von uns Kindern war ich wahrscheinlich auch noch dasjenige Kind, das am allerwenigsten las, wohlgemerkt: nur was Bücher angeht. Ich war ein leidenschaftlicher Leser von Comics, und da wiederum war ich der einzige. Keines meiner Geschwister sah ich je länger als vielleicht eine Minute mit einem Comicheft in der Hand. Comics waren nicht ihr Fall. "Sigurd", "Falk", die Rittergeschichten verschlang ich. "Tibor, der Held des Dschungels" war einer meiner Lieblinge. In Abenteuer sahen sich die Protagonisten gestürzt und verstrickt, die ich miterleben, nacherleben und kraft meiner Phantasie variieren konnte. Heldenfiguren waren es, die mir Vorbilder waren und

Orientierung gaben, die das Gute gegen das Böse verteidigten, Freunde beschützten und aus Gefahren erretteten, Stärke und Edelmut bewiesen, unbesiegbar waren, in deren Haut ich schlüpfen und die ich verkörpern konnte, im Spiel mit anderen und mit mir allein. Bücher waren unnahbar, kosteten zuviel Zeit, es dauerte zu lange, bis man bei der Sache war, und ich war ein unruhiges Kind, immer unterwegs, fand nicht leicht Ruhe, musste immer etwas unternehmen, hatte kein Sitzfleisch. Der Ball am Fuß war mir lieber als das Buch in der Hand. Aber was wollte ich dann jetzt vor dem Wohnzimmerbuffet, warum schob ich die eine Scheibe über die andere und betrachtete die Bücherrücken, warum zog ich ein Buch heraus und schlug es auf?

Obwohl ich kaum Bücher gelesen hatte, faszinierten sie mich seit jeher. Ich war es auch, der die Hauptvorschlagsbände auspackte - es war jedes Mal das Öffnen einer Wundertüte - und einordnete, nachdem ich sie lange und eingehend betrachtet hatte. Ich steckte die Nase hinein und sog den Duft des Papiers ein, strich über die Seiten und besah mir das Schriftbild, den Schutzumschlag, falls vorhanden, löste ihn und betrachtete und betastete den Einband, las den Titel und den Verfassernamen auf dem Buchrücken, schlug das Buch erneut auf, las den Klappentext, ein paar Zeilen aus dem Inneren und empfand, dass irgendwann die Zeit gekommen sein würde, da die Bücher, die Bücher in unserem Buffet, die Erwachsenenbücher, für mich von Bedeutung sein würden, jetzt noch nicht, aber sie warteten auf mich, erwarteten mich.

Es gefiel mir auch, sie manchmal neu zu ordnen. Ich staubte sie ab, änderte die Reihenfolge, gruppierte sie etwa nach Farben oder Helligkeitsabstufungen (ansatzweise versuchte ich mal einen Regenbogen), stellte sie nach Größe oder Dicke nebeneinander, ordnete sie nach dem Alphabet der Verfassernamen oder der Titel, ließ auch den Zufall entscheiden, machte daraus eine Lotterie, nahm blind das nächste Exemplar vom Boden, wohin ich die Sammlung ausgebreitet hatte, und stellte es ans Vorhergehende, betrachtete es dabei eine Zeitlang und machte weiter mit der mir ein Wohlgefühl verschaffenden spielerischen Arbeit, vollendete mein Werk, das ich hinterher anschauen konnte mit Genugtuung und dem Gefühl, dass die Bücher mir gehörten. Ich verstand sie als eine Art Pfand auf die Zukunft.

Ja, es gibt vielleicht keinen zweiten Gegenstand, der so sehr meinen Geist und meine Sinne anspricht wie ein Buch. Sobald ich einigermaßen schreiben gelernt hatte, verfasste ich auch meine erste Geschichte, ein Märchen, von dem ich nur noch weiß, dass darin eine Hexe unter einer finsternen Treppe hauste und dass es eine Geschichte war von Verwünschung, Angst und Erlösung. Es genügte mir aber nicht, die Geschichte geschrieben zu haben, ich schrieb sie vom Schmierblatt ab, ins Reine, feinsäuberlich, entgegen meiner sonstigen Gewohnheit in der

schönsten Schönschrift, zu der ich fähig war, verzierte die Ränder mit Blumen, abstrakten Bändern und Zackenlinien, und das Schulheft, das ich mir extra im Schreibwarengeschäft am Marktplatz dafür gekauft hatte, war ausschließlich für diese Geschichte da, auch wenn noch Platz blieb, galt mir als abgeschlossenes Buch, mit meinem Namen und dem Titel des Märchens auf dem Etikett. Erst durch die Form des Buches hatte auch die Geschichte ihre wahre Form, ja Lebensberechtigung und Haltbarkeit gefunden, war sie imstande, ein Geschenk zu sein, ein Geschenk - worauf ich von Anfang an abzielte - für Mutter. Sie war begeistert und zeigte Vater das Heft, er müsse sich das unbedingt anschauen und lesen. Bevor Vater hineinschauen konnte, verließ ich das Zimmer ... Ich kann mich nicht an eine Form von Zuspruch oder Lob erinnern.

Es war ein Kosten und Durchprobieren, als ich jetzt ein Buch herauszog, es wieder zurückstellte, das nächste nahm. Ich hatte Herzklopfen vor Aufregung. Ich würde mein erstes Erwachsenenbuch aussuchen und lesen. Die Zeit war reif. Und auch ein großer Seitenumfang würde mich literarischen Grünschnabel und ungeübten, nur langsam vorankommenden Wenigleser nicht abhalten können. Ich musste mich stellen. Die Grimmschen Märchen, die Bildergeschichten von Wilhelm Busch und selbst die Comics hatten ihren Zauber verloren. Die Wahl fiel auf "Sonntag bis Mittwoch", einen Psychothriller von Joseph Hayes. Mit ausschlaggebend der poppige Schutzumschlag mit einer gemalten Sonnenbrille, in dessen einem Glas der Torso einer jungen Frau im bunten Bikini zu sehen war, das Knie so angezogen, dass es die Scham verdeckte. Ein Buch, so weit wie nur möglich von meiner eigenen Realität entfernt: Ein New Yorker Rechtsanwalt, der zur Zeit Strohwitwer ist, findet eines Abends in seiner Wohnung ein erpresserisches Gangsterpärchen vor, das sich bei ihm einnistet und ihn an den Rand seiner Existenz bringt. Ein Ich-Erzähler, der eine lebensbedrohliche Gefahr überstanden hat, abgeklärt in klaren, ruhigen, dabei gelenkigen und immer wieder schwungvollen Sätzen seine Geschichte erzählt. Das wenn ich auch einmal könnte ... Ein Traum!

Unter dem Eindruck der Lektüre begann ich zu schreiben, allerdings, wie früher, erstmal ein Märchen, von dem ich bloß noch weiß, dass es ziemlich lang war. Ich schrieb es ins Reine auf Vaters Schreibmaschine und brachte es so gewissermaßen in gedruckte Form. Als ich nach den Sommerferien wieder in die Schule ging, war ich nach meinem Selbstverständnis, das ich natürlich verschwieg, ein Schriftsteller geworden und fing in meinen Aufsätzen an, als solcher aufzutreten. Ich warf alle Regeln der Erörterung über den Haufen, die Gliederung, die für den Freiheitsdrang meiner Sätze und Gedanken ein Korsett war, erstellte ich hinterher. Ich hatte

den Mut, das zu tun, weil ich wusste, dass es für mich keinen anderen Weg mehr geben würde.

Da trat Thilo als mein Lehrer in Erscheinung. Er erkannte das Potential und gab mir eine Eins. Er förderte mich, nahm den blassen, durchscheinenden, gefährdeten Jüngling in seine schulische Obhut. Erst viele Jahre später erzählte er mir folgendes: Er sei zum Direktor gegangen und habe ihm von mir erzählt und gesagt, er würde mir gerne auf meinen Aufsatz eine Eins geben, es sei aber im Grunde eine Themaverfehlung, normalerweise müsste er mir eine Sechs geben. Der Direktor meinte nur, wenn er denke, dass es richtig sei, mir eine Eins zu geben, dann solle er es machen. Von da an hatte ich, auch wenn er immer wieder versuchte, mich in konstruktivere Bahnen zu lenken und meinen Überschwang zu bremsen, den Freifahrerschein bei Thilo, und es kam vor, dass ich in den Einleitungen der Aufsätze erklärte, warum ich über das gestellte Thema keinesfalls in der Weise schreiben könne, wie es vorgegeben sei, und dann legte ich los!

Ich begriff damals noch nicht, wie viel ich Thilo verdankte. Ein anderer Lehrer (und Direktor) hätte mich aufkeimenden Wildwuchs und das zarte Pflänzchen Schreiben, das sich anschickte, zu einer Art Lebensbaum heranzuwachsen, womöglich zu vernichten versucht.

Thilo erzählte mir auch, Vater hätte ihm einmal Vorwürfe gemacht, ja ihn angeklagt, er sei schuld, dass ich das Schreiben angefangen hätte oder zumindest nicht mehr habe lassen können - so als sei ich durch Thilo auf die schiefe Bahn geraten.

Setzte Vater in mich damals, nachdem ich seelisch und körperlich am Boden gelegen hatte und mich wieder einigermaßen fing und berappelte, tatsächlich noch Hoffnungen? Wir haben schon eine Weile vor meiner Krankheit, während der Krankheit und auch danach bis zu seinem Tod kaum noch ein Wort miteinander gesprochen - - -

Erna hatte sich zu uns gesellt. Mich durchfuhr ein kleiner Schreck. Da standen wir an Mutters Grab und redeten und ich hatte Mutter einen Moment lang ganz vergessen.

Ich lud Thilo ein, er möge doch noch mit zum Leichtrunk gehen und war über mich selber verwundert. Hatte ich mich also entschieden, hinzugehen.

Er zögerte, schaute von mir zu Erna und wieder zurück. Meinst du? Ich kenne doch dort niemanden. Ich bin doch nur wegen dir gekommen.

Er mag gemerkt haben, dass ich meinen Vorschlag schon bereute. Ich war im Begriff, meine Beweglichkeit und Unabhängigkeit, die mir für diesen Tag so entscheidend erschien, aufzugeben. Was hatte mich geritten, plötzlich den Gastgeber zu mimen?

Ach nein, es ist besser so, ihr bleibt heute im Familienkreis.

Erna und ich nickten.

Er sah Jürgen aufbrechen. Ah, da geht auch der Jürgen. Er wolle sich ihm anschließen. Wir verabschiedeten uns mit einer Umarmung. Ich hatte bisher nicht gewusst, dass die beiden sich kannten. Thilo holte Jürgen ein, und ich blickte den beiden Freunden nach, wie sie plaudernd nebeneinander zum Friedhofstor gingen.

Später sagte Erna mir, sie habe, als wir hinter dem Sarg her die Kirche verließen, wie sie Thilo da am Ausgang gesehen habe, das Gefühl von Heimat gehabt.

Noch einmal trat ich ans Grab, griff wahllos in die beiden Körbe (alle Blumen waren die richtigen und wären sie verwelkt gewesen) und warf das Erfasste hinab. Die Seile waren noch nicht gehoben, verliefen unter dem Sarg, der etwas schräg auf dem grob gehackten, felsigen Grund und am linken Fußende etwas tiefer lag. In dieser minimalen Schiefelage würde Mutter in Ewigkeit ruhen müssen. Ich wunderte mich, dass mich dies nicht weiter schmerzhaft berührte, wie sonst alles, was nicht in der Waage oder im Gleichmaß war, wie zum Beispiel Messer und Gabel, die nicht parallel zueinander neben dem Teller lagen oder Vasen im Regal, die sich berührten, statt einen Spalt zwischen sich aufzuweisen, oder eine Lampe, die zu nah an der Wand stand oder zu weit weg von ihr. Und heute denke ich, dass ein viel größerer, mich betäubender Schmerz diesen kleinen überlagerte. Außerdem war es so in Ordnung, fühlte ich. Mutter war schon von allem abgewandt, hatte alles Kleinliche hinter sich gelassen. Unausdenkbar, wo sie sich jetzt befand.

Der Friedhof leerte sich. Noch ein stummes Nicken oder Heben der Hand zum Abschied da und dorthin. Der kleine, blaue, krakenarmige Bagger hatte sich in Bewegung gesetzt, schlich heran, vertrieb uns.

Gemmer, sagte ich schließlich. Moni und Liesi warteten auf uns.

Ob ich nicht noch mal ans Grab wolle, fragte Erna. Ich schüttelte den Kopf.

Zu Moni und Liesi war es nur ein Katzensprung. Unmittelbar an Mutters Grab vorbei führt der Weg zum nahen Friedhofstürchen. Wir bogen ums Haus meiner Kusine Hedwig, einer Tochter von Onkel Guschdl, die ich bei der Beerdigung nur flüchtig gesehen hatte, als sie mit ihrer Schwester Gerdi am Grab Abschied genommen hatte, und ich öffnete das hintere Tor zu Schmidts Hof.

Ich muss daran denken, wie oft Mutter an ihrer späteren Grabstätte vorbei gegangen ist im Laufe ihres Lebens, ohne es zu ahnen! Hier führte ihr Schulweg vorüber, der Weg zum Hof, in den sie einheiratete, umgekehrt der Weg zu ihrem Elternhaus. Und ich sehe mich, noch sehr klein, an ihrer Hand Mudderle besuchen.

Die Haustür war nur angelehnt, trotzdem klingelte ich. Wie bei uns, war der ans Wohnhaus angebaute Stall zum Wohnraum umgebaut worden, und seit, ein paar Jahre nach Onkel

Gorch, auch Tante Luis gestorben ist, spielt sich das Leben, soviel ich weiß, hauptsächlich in diesem Bereich ab. Moni hat das Haus geerbt, Liesi war nur zur Beerdigung angereist, sie aber öffnete schwungvoll die Tür. Doa seider ja, kummd rei. - Wellder edz nidd doch en Whiskey?

Wir verneinten, abwehrend hob ich die Hände.

Kaum zu glauben, dass Liesi schon dreiundsiebzig sein sollte. Sie ist schlank und bewegt sich wie eine Junge. Ich glaube, sie hat einen Horror vor dem Altwerden. Den Horror sieht man ihr nicht an, nur ihr gepflegtes, angenehmes Äußeres besticht das Auge. Und sie versteht sich durch ihre Kleidung in ein schmeichelhaftes Licht zu rücken.

Moni breitete die Arme aus. Willkommen in meinem Reich! Das hieß: in ihrer neuen Küche, die wir noch nicht gesehen hatten. Für neue Küchen fehlte mir gerade der Sinn, aber ich wollte ihr den Stolz darauf nicht madig machen und lobte sie. Über der Essecke hing ein großformatiges Bild, an dem mein Blick haften blieb. Das habe Liesi mit Gorchi gemalt. Für sie als dekoratives Geschenk? Ich habe vergessen zu fragen. Eine bunte Blumenwiese, die naiven Phantasieblumen schienen wie von *einer* Hand gemalt. Gorchi ist der Bruder der beiden. Gorchi, der seit Jahren in Salzburg lebt, der Künstler und Abenteurer, der in meinen Büchern hin und wieder auftritt, und Gemälde von ihm zieren die Cover von drei meiner Bücher.

Unvorstellbar, dass ich mit einem meiner Brüder oder einer meiner Schwestern ein Bild malen könnte (und dann vielleicht auch noch für eins der Geschwister). Schmidts Kinder verstehen sich, zwischen ihnen herrscht eine tiefe Verbindung und Harmonie, und ich musste daran denken, dass Onkel Gorch einmal gesagt hatte, er und seine Geschwister seien sich von jeher gut - die Unruhe und Konflikte hätten nur die Eingehirateten hereingebracht. Und dabei lachte er und schaute mich durchdringend an. Ich verstand die Anspielung und den kleinen Seitenhieb nicht zuletzt auf Vater, der bei einer Bürgermeisterwahl gegen ihn angetreten war, aber unterlag. Und Mutter bekräftigte das Urteil ihres Bruders, indem sie zumindest das gute Verhältnis unter den Geschwistern bezeugte und hervorhob. Ihre Versuche, solche Harmonie in ihre neu gegründete Familie zu tragen, sie zu installieren zwischen ihnen, den Eltern, und uns Kindern, sowie zwischen uns Geschwistern, sie fruchtbar werden zu lassen - - - Was ist daraus geworden? Mit Mutter entschwindet der letzte Papp.

Wie die Küche, lobte ich das Bild, merkte jedoch an, dass es schief hänge. Das war offenbar bisher niemandem aufgefallen. Liesi beeilte sich, es in die Waage zu bringen und sagte schmunzelnd, das Bild müsse sich während der Beerdigung geneigt haben. Energetische

Bewegungen vom Friedhof herüber! Und malte mit der Hand dramatische Wolken über die sonnige Blumenwiese.

Ob wir nicht etwas anderes trinken wollten als Whisky? Wasser? fragte Liesi.

Wir bejahten. Moni schenkte aus der Sprudelflasche ein und Liesi monierte, dass sie uns nur die kleinen Whiskeygläser füllte, ließ die große Schwester durchblicken. Es sei schon gut, sagte ich, mir genüge eh ein Schluck.

Ich bewegte mich durch den Raum. An einer Wand hingen untereinander mehrere gerahmte Kinderfotos. Kein Bild konnte ich eindeutig jemandem zuordnen und fragte Liesi, wer da jeweils abgebildet sei. Sie entgegnete, das müsse ich Moni fragen. Damit war es abgetan. Stattdessen plauderte wir darüber, wie es hier ausgesehen habe, bevor Moni die Küche eingerichtet hätte und was sonst noch im Haus an Umbauten geschehen sei. Mir ist entfallen, wer vorschlug, ins Freie zu gehen. Jeder war dafür.

Vor der Tür auf der Rampe der ehemaligen Miststatt, die jetzt begrünt war, standen Gartenmöbel. Die Schwestern setzten sich nah der Kante, an den kleinen Abgrund, mit Blick aufs Haus, Erna und ich konnten von unseren Plätzen den Hof überblicken, und drehte ich ein wenig den Kopf, konnte ich an Erna vorbei durch die breite Hofeinfahrt auf den "Kleinen Marktplatz" schauen, der gebildet wird durch die Hauptstraße und die strahlenförmig in alle Richtungen abzweigenden Dorfstraßen und Einfahrten. Schmidts Hofeinfahrt gegenüber liegt das "Gasthaus zur Post", in dem der Leichenschmaus stattfand. Unsere Familie hatte sich vermutlich schon im Gastraum eingefunden. Auf der Terrasse saß eine kleine Gruppe von Leuten, wohl Trauergäste, die sich aber, weil ich, wie erwähnt, heute von der Brille keinen Gebrauch machen wollte, nicht identifizieren ließen.

Reihum wurde abgeklärt: Alle hatten wir das sogenannte Rentenalter erreicht oder erreichten es in Kürze. Erna war in den vorzeitigen Ruhestand gegangen (Ruhe und Stand - was für eine Wortverbindung für die Strecke, die vor dir liegt - die Draufsicht vom Bürosessel aus - dümmer geht's nimmer!). Die Frauen waren sich einig: Endlich keine Termine mehr, endlich ausschlafen, Zeit haben ... Und mir, hinter dem Schreibtisch, erzählt sich die Geschichte, ohne dass die Worte gefallen wären, so weiter: Ende der Fron, Auflösung der Knoten, Entwicklung und Entwirrung, freie Aussichten, ewige Ferien - bis der Tod dich holt ... Und dann? Je nachdem, wo du hinkommst. Über dem Himmelstor steht: "All I Want Is Ecstasy", in blinkender Sternenschrift. Oder es geht ganz unspektakulär weiter: In alles, was du siehst und hörst und fühlst, verwandelst du dich. Irgendwann muss das Leben ja mal beginnen ... In der Hölle freilich wartet die Sklaverei. Ein Job, der dich nicht ausfüllt,

möglichst weit entfernt von deinen Talenten und Neigungen. Und ohne Aussicht auf eine Pension.

Liesi erleichtertes Aufatmen erstaunte mich. Ich hatte sie so eingeschätzt, dass es ihr, der Karrierefrau, als die ich sie ansah, schwer gefallen sein musste, ihre Arbeit loszulassen ... Sie war Dozentin in Bloomington, USA, gewesen. Als Teenager war sie, nachdem sie das Gymnasium geschmissen hatte, als Au-pair Girl nach London gegangen, mitten ins Herz der Beatbewegung, kehrte nach Jahren - verunglückte Liebesbeziehungen im Gepäck - wieder heim, holte in München das Abitur nach, studierte, wie Erna, Sozialpädagogik, ging nach Amerika, oder schöner gesagt: nach *Übersee* (ich gönne mir dieses bildhaft-verführerische Wort), gelangte an die Uni ... Und kam im Anschluss an ihr Berufsleben nach Deutschland zurück, lebt unterdessen in Hannover, wo ihr junger schwarzer amerikanischer Freund, den ich nur ein einziges Mal gesehen habe, an der Uni arbeitet.

Ich sehe Liesi alle Jubeljahre einmal, dann meistens zufällig, nur kurz und in Gesellschaft. Wie auffallend wenig ich über sie weiß - was ich schade finde und als Versäumnis betrachte. Sieben Jahre trennen uns und normalerweise jede Menge Kilometer.

Einmal - und das liegt eher Jahrzehnte als Jahre zurück -, am Küchentisch bei Brigitte, mit der sie von Kindesbeinen an befreundet ist, sagte sie, sie habe herausgefunden, was ihr Talent sei: das Übersetzen. Weniger das Übersetzen von einer Sprache in die andere als das vom Ungesagten zum Gesagten. Ihr Vermögen sei es, die Dinge, die jemand in sich trägt und herausbringen, ausdrücken will, in Sprache zu überführen oder ihm dabei zu helfen, das selbst zu tun, ihn zu unterstützen, das in ihm Rumorende, Schwelende, Versteckte, Ungewisse, Fragwürdige usw. in eine sprachlich Form zu bringen, die er dann von sich weg rücken und in der er sich erkennen und betrachten kann als in einem - magischen - Spiegel.

Liesi, die im Englischen längst genauso daheim sein dürfte wie im Deutschen - auch so daheim wie in ihrer Mundart? Ich freue mich jedes Mal, wenn ich höre, wie sich in ihr die Mundart erhalten hat. Der Gedanke, ihre Muttersprache zu verleugnen, sie zu unterdrücken, sich dafür zu schämen - vielleicht ist sie als junges Mädchen, wie die allerallermeisten, nicht zuletzt ich, auf diesem Irrweg unterwegs gewesen -, hat sich bei der Weitgereisten, Weltgewandten, falls jemals wirksam, lange schon verloren. Sie scheint es zu genießen, in unsere Mundart heimkehren zu können. Endlich wieder die Mundart sprechen! So denke ich mir. Die Mundart hat sich in ihr im fremdsprachigen Ausland in der ursprünglichen Form, aus der Zeit ihrer Kindheit, bewahrt und herübergerettet. Sie spricht manche Wörter, die sich bei mir, wie bei fast allen, zum Schriftdeutschen hin abgeschliffen haben, noch in der Art unserer Vorfahren. Ich hörte sie "Hools" sagen, wo ich "Hals" sage, hörte sie auch andere Vokale in

die Länge ziehen, wie bei "Stood" für "Stadt" oder bei "Stool" für Stall. Auch "Houlz" hörte ich sie für "Wald" sagen. Ich höre ihr gerne beim Reden zu. Es ist ein Genuss. Und was sie sagt, berührt, anklingen lässt, weckt mein Interesse.

Liesi hat sich ihre Bodenständigkeit erhalten, mit der Erde stärker verbunden erscheint mir Moni. Sie ist eine Heilerin, in der "Psychoenergetischen Kinesiologie" hat sie sich ausbilden lassen, versteht sich aber auf allerlei Künste. Ich zweifle nicht daran, dass sie Menschen helfen kann, und wenn ich ihre Hilfe bislang nicht in Anspruch genommen habe, liegt das wohl hauptsächlich daran, dass ich selber meine Künste treibe und mit dem Schreiben einem ähnlichen Metier nachgehe, auf die Sprache als Mittel zur Gesunderhaltung und Heilung setze und vertraue. Auch ich halte viel vom "ganzheitlichen Ansatz", versuche Körper, Geist und Seele zu harmonisieren, Blockaden aufzulösen, den Lebensfluss in Gang zu halten, habe fruchtbaren Umgang mit Geistern, schlage mich mit Gespenstern herum, übe mich in einer Art der Familienaufstellung und versuche meine Aura zu verbessern, glaube an das Wort als Lichtbringer und Erlöser.

Hätte sie im Mittelalter gelebt, wäre sie vermutlich als Hexe verfolgt und verbrannt worden. Dann hat sie auch noch schwarzes Haar, das unterdessen von grauen Fäden durchwirkt ist, und dunkle Augen - braune? braune mit grünen Einsprengseln? wie Mutter?

Margot hat Moni eines Tages in unser Haus gerufen: Es ginge um im Haus, sie habe das Gefühl, oft nicht allein im Raum zu sein und dass jemand ums Haus schliche. Moni kam, übernahm den Auftrag, und danach herrschte Ruhe. Wie hat sie das gemacht? Und um wen handelte es sich bei dem Geist? Sie hielt sich bedeckt. Hat sie den Wiedergänger oder die Wiedergängerin überzeugen können, dass er oder sie sich verirrt hat? Dass es hier nichts zu holen gibt? Dass es anderswo schöner ist?

Auch Britta und Erwin berichteten von Unheimlichem: einem Licht in einer Dachluke der Scheune spät nachts bei ihrer Ankunft mit dem Auto im Hof. Das Licht konnte weder von den Scheinwerfern stammen, noch ein Abglanz des Mondes oder sonst eine Lichtreflexion sein, sie schworen, es sei eine Lichtquelle dort oben im Fensterchen des Ziegeldachs gewesen, wo kein Licht sein konnte.

Aber soweit muss ich gar nicht gehen, muss nicht meine Schwester und meinen Schwager bemühen, Erna und ich hatten selber im Haus ein einschlägiges Erlebnis. Wir kamen, lange nach Mitternacht, von der Kirchweih nach Hause, lagen im schmalen Bett meiner Mansarde eng beieinander, und auf einmal hörten wir Schritte. Ich dachte anfangs, Otto, mit dem wir in der Wirtschaft einen lustigen Abend verbracht hatten, gemeinsam aufgebrochen waren und der einen kleinen Umweg gemacht hatte, um uns heimzubegleiten, erlaube sich, angetrunken

wie wir alle waren, einen Scherz und sei uns, vielleicht um ein Gespenst zu mimen, durchs Haus gefolgt. Aber gleich war klar: es waren nicht Ottos Schritte, konnten seine nicht sein. Denn die Schritte waren über uns, und über uns befand sich nichts als der letzte Boden unter dem Dach, mit dem Gerümpel und den Taubenschlägen. Erna und ich mussten uns nicht mit Worten verständigen. Wir sahen uns an und erstarrten. Zweifelsfrei Schritte über uns, die plötzlich auf einer Ebene mit uns waren, auf unserem Stockwerk. Sie hatten die steile Stiege herab gleichsam übersprungen, diese nicht gebraucht, kamen näher, verharrten vor der Tür. Uns überlief ein Schauer, und jetzt noch, wenn ich daran denke, stellen sich mir die Haare auf. Wir horchten, verständigten uns flüsternd, lauschten wieder, uns umklammernd. Ich löste mich, knipste die Nachttischlampe an. Im Zimmer stand niemand. Nichts mehr zu hören, die Schritte verstummt, ihr Verenden deutlich zu verorten gewesen vor unserer Tür. Keiner traute sich aufzustehen und nachzuschauen. Allein schon der Gedanke, mit den nackten Füßen den Boden betreten zu müssen und unter dem Bett käme eine Hand hervor, dich zu fassen, war ein Grusel für sich. Wir besprachen die Angelegenheit, und es gab keinen anderen Schluss als: "Spuk, Spuk, Spuk. Herrjemine / die Nacht war lang / das Herz war bang." - Stell dir mal vor, du wärest jetzt alleine gewesen!

Margot, Erwin, Britta, Erna und ich ... Unsere Generation war offenbar nicht die erste und einzige, die im Haus einen Spuk erlebte, denn der Geist hatte schon einen Namen. "Hehobb" nannte Vater ihn. Der "Hehobb" konnte uns Kindern gegenüber spaßhaft auch herangezogen werden für die Maus, die im Gebälk unsichtbar knabberte, die Katze, die draußen bei einer Verfolgungsjagd einen Eimer umwarf oder den Wind, der eine Tür zuschlug oder im Kamin heulte. Es war eine Frage von Vaters guter Laune, ob der "Hehobb" bei uns auftrat. Und als "Hehobb" bezeichnete er ebenfalls seinen Vater, als der in seiner Demenz nachts durchs Haus geisterte, immer nach Grüb, in den zur Gemeinde gehörenden Weiler hinauf strebte, wo er, wieder in Amt und Würden als Bürgermeister wie einst, dringlich eine Amtshandlung zu erledigen hatte - was genau, konnte er nicht in Worte fassen. Oder wenn die Familie abends vor dem Fernseher saß und Opa die Treppe herab wackelte und sich zu uns vor den magischen Kasten setzen wollte, drohte die Heimsuchung des "Hehobb". Das war nur im letzten Jahr vor seinem Tod, als Oma nicht mehr da war, ihn abzuhalten, als er nach deren Tod jeden Halt und alle Orientierung und die dauernde Ansprache verloren hatte. Jedes Mal war es Mutter, die ihn vor der Tür abfing und den Alten, der, nur im Nachthemd oder in bizarrer Aufmachung, langer Unterhose, womöglich das Hinterteil vorne, und in Schlappen und Hut, auftauchte, zurück ins Bett brachte, den Verwirrten und Hilflosen versorgte, sich um ihn annahm.

Vater hielt sich heraus, tat unbeteiligt. Hatte er für seinen Vater tatsächlich nur noch einen Spottnamen übrig? Aus heutiger Sicht erscheint mir sein Verhalten als Verleugnung seines Vaters. Als drückte er aus: Du bist nicht mein Vater, ich bin nicht dein Sohn. Vater hat mit Opa kaum mehr etwas gesprochen, seit Jahren nicht, wie schon Opa mit seinem Vater nicht mehr gesprochen hat und wie ich mit Vater nicht gesprochen habe. Es war, als laste ein Fluch auf unserer Familie und dem Haus, von Generation zu Generation weiter getragen, und wenn es kein Fluch war, so sage ich doch aus Erfahrung und mit Überzeugung: Es liegt kein Segen auf unserem Haus.

Auch Mutter konnte mit ihrem ausgleichenden, versöhnenden Wesen, ihrem Flehen und den stummen Gebeten dagegen nichts ausrichten.

Wir kamen auf sie und den Anlass unserer Zusammenkunft zurück, nachdem wir uns in aller Kürze gegenseitig auf den neuesten Stand brachten, was das Leben unsere Kinder und Kindeskinde angeht (Moni hat einen Sohn und zwei Töchter von zwei verschiedenen Vätern, Liesi ist kinderlos). Moni erzählte lachend, sie habe Mutter ein paar Globuli, eingewickelt in ein Streifen Papier, unauffällig mit den Blumen als Grabbeigabe auf den Sarg geworfen.

Der Hintergrund sei gewesen, dass Mutter bei Monis gelegentlichen Besuchen gern nach etwas Stärkendem gefragt hatte. Ihr ging es ja oft nicht gut. Dabei handelte es sich meistens um ihre allgemeine oder plötzliche Schwäche, ihre Gefühlsschwankungen, die wir Kinder von klein auf miterlebten und die uns jedes Mal - ich getraue mich einmal, für meine Geschwister mitzusprechen - erschreckten und mit der Angst besetzten, Mutter könnte sterben, vor unseren Augen sterben oder draußen sterben, wenn wir nicht da waren. Diese Zustände hemmten uns, verursachten, dass wir sie, leibhaftig oder in Gedanken, nicht alleine lassen konnten, banden uns an sie, und wir empfanden uns als potentielle Muttermörder ("ihr bringd mi nochemoll ins Groob!" - dies ein einziges Mal gesagt, reichte fürs ganze Leben), sobald wir sie in solchen Verfassungen des Elends und der Not alleine ließen, denn ihre Schwächen bedeuteten auch stumme Hilferufe, oft moralischer Art, an uns, brav zu sein, zu folgen, nicht aufzufallen, keinen Zwist hervorzurufen, die Lage nicht zu verschärfen, die Herrschaftsverhältnisse, geprägt durch Vater oder Oma, anzuerkennen, sich anzupassen als oberstes Gebot, dem sie selber folgte. Daraus entstand die Enge, die Herzensenge, die Unterdrückung der eigenen - kindlichen - Bedürfnisse. Mutter zu folgen hieß auch, die Enge zu übernehmen, sie in sich abzubilden, die Symptome am eigenen Leib zu entwickeln, bedeutete neue und gesteigerte Angst, Abhängigkeit auf Teufel komm raus, hieß Entwicklung von Fluchtgedanken mit schlechtem Gewissen, nährte den Wunsch, sie allein zu lassen, zu verlassen, und sei es, dass sie stürbe, bevor wir von ihrem Schmerz gefressen werden würden, bedeutete Liebe gepaart

mit Hass, und Bangen und Hoffen, dass es ihr bald wieder besser ginge, und erlöstes Aufatmen, wenn dies endlich der Fall war, bedeutete einen inneren Parforceritt durch die Hölle.

Im Küchenschrank zuhause hatte Mutter immer "Buer Lecithin" oder "Doppelherz" oder wenigstens Traubenzucker, zum Einnehmen bei Bedarf. Die Mittel waren ihr Rettungsanker, ihre sie ummantelnden Hoffnungsträger, nach einem stärkenden Gläschen wieder einigermaßen "beieinander" zu sein. Ich weiß nicht, ob Britta ihr diese erprobten Mittel verwehrte, zumindest sah sie nicht gern, nein, konnte es kaum ertragen, wenn Mutter in einen Zustand geriet, in dem sie nach solchen Aufbaumitteln verlangte, denn - nicht immer, aber oft - verriet das nicht nur ein körperliches Unwohlsein, sondern auch ein Leiden an ihrer Umgebung, eine seelische Verstimmung, ein keinesfalls vom Mund, aber von anderen Körperteilen, vorzugsweise dem Herzen, ausgedrücktes Signal, nicht zuletzt auch den Vorwurf, dass ihr etwas fehlte, dass ihr nicht beigestanden, nicht genug für sie getan wurde, dass das Dasein bei Britta im Haus und in deren Familie einen Mangel darstellte, dass sie am liebsten anderswo wäre - und wo? daheim bei sich in Wettringen, in ihrem Haus, von dem eine Luftaufnahme ihrem Sessel gegenüber, in dem sie den ganzen Tag saß, an der Wand neben dem Fernseher hängt, auch von ihrem Bett aus gut zu betrachten.

Globuli waren Monis Mitbringsel für Mutter. Die versteckte die Kügelchen vor Britta, hatte dann aber doch Skrupel, sie zu nehmen, fürchtete schätzungsweise, sie könnten sich mit dem täglichen Cocktail von Medikamenten, den sie ohnehin schon verschrieben bekam (Herz- und Schmerzmittel, und dies und das) nicht vertragen, sich in ihrer Wirkung möglicherweise neutralisieren oder vielleicht das Gegenteil dessen bewirken, was sie sollten, sogar neue Symptome und neue Pein erzeugen, und dann musste sie am Ende die Einnahme doch zugeben und woher sie die Kügelchen hatte, und es kam heraus, dass sie die Autorität des Arztes in Zweifel zog und seine Maßnahmen unterließ und auch Britta in gewisser Weise betrog ... Auf keinen Fall aber wollte sie Geheimnisse vor Britta haben und mit sich herumtragen, das allein schon würde unter Umständen ihren Zustand verschlechtern und ihr Herz beschweren, und Britta war ja doch ihre Vertraute, der sie alles sagen musste, *sie* war es ja, die alles für sie tat, von den kleinsten Diensten angefangen wie dem Schieben eines Kissens in ihren Nacken bis hin zum Gespräch mit dem Arzt, den Erledigungen der amtlichen Sachen, die all das tat, was früher ihr Mann übernommen hatte - und noch viel, viel mehr. Auf Britta war sie auf Gedeih und Verderb angewiesen - und auf Erwin, der ihr immer Säfte und Süßigkeiten brachte und mit ihr redete und sich als Schwiegersohn entpuppte, wie man ihn sich nicht besser wünschen konnte ... Also zeigte sie Britta die Kügelchen, und Britta lachte

spöttisch: Das habe sie doch sowieso gewusst, dass sie allen Besuchern ihr Leid klage und bei ihnen ihr Misstrauen anmelde an der bestmöglichen Pflege. Das erzählte Britta, die sich von Mutter so oft verraten und zu wenig wertgeschätzt fühlte, später Moni, die es uns erzählte und dabei lachte.

Ich fragte Moni, was für Globuli sie Mutter denn ins Grab mitgegeben habe.

Etwas für die Reise, das ihr helfe, auf der anderen Seite gut herauszukommen, sagte Moni, streckte sich, warf die Arme in die Luft, atmete tief durch mit leicht geöffneten Lippen, räkelte sich, bewegte den Kopf, als schüttle sie alles von sich ab, gab einen erlösenden Laut von sich und lachte herzlich.

Von Monis Humor meinte ich dann eine Prise im Blick unseres gemeinsamen Großvaters zu entdecken, Mutters früh verstorbenem Vater, dessen Porträt drüben an der Scheunenwand hing. Ich hatte es von Weitem schon hängen sehen und mich gewundert. Es war eine großformatige Schwarz-Weiß-Fotografie in einem dunklen Holzrahmen, und waagrecht unter dem Bild war am Scheunentor ein dicker Ast angebracht. Das Ganze wirkte wie eine Erinnerungsstätte und zugleich wie ein Altar. Ich habe vergessen zu fragen, warum das Bild des Großen Unbekannten unserer Familie da hing. Wir hatten ihn nicht persönlich erlebt, aber umso stärker, und mit der Zeit noch wachsend, schien seine Wirkung zu sein. Hatte Moni allein oder hatten die Schwestern gemeinsam entschieden, ihn sozusagen an die frische Luft zu bringen für diesen Tag, damit er - - - näher dabei sein konnte, damit er seine Wirkung, eine sicherlich gute, mittels des Bildes ausüben konnte: auf uns, auf diesen Tag, auf Mutter in ihrem Sarg? Er war in meiner Vorstellung schon lange der gute Geist von Mutter gewesen, der sicher nicht ihr Schicksal bestimmte, aber, so stellte ich mir vor, ihr in gewissen Situationen - vom Himmel aus - behilflich war, ihr zusah auf ihrem Lebensweg und ihr Energie und Eingebungen sandte und sie beschützte und - nicht nur bei ihr, bei all seinen Kindern - wollte, dass sie ein langes Leben hatten, dass sie die Zeit, die ihm verwehrt worden war, angehängt bekamen, und alle fünf wurden ja auch alt. Und es schien mir immer, gerade sein Fehlen habe Mutters Familie geeint und zusammengehalten. Betrachteten Moni und Liesi ihn als den heimlichen Haus- oder Familienpatron? Hatte Moni als Medium mit ihm Kontakt im Jenseits aufgenommen? Hing sein Porträt immer da? Blieb sein Bild der Witterung ausgesetzt? So sah es nicht aus. Es erschien unversehrt und blitzblank, wie der Ast auch, der mir im Nachhinein wie lackiert vorkommt. Warum fragte ich nicht, was die Anordnung zu bedeuten hatte? Wollte ich keine Erklärung? Wollte ich mich auch hier, wie schon die ganze Zeit, soweit wie möglich aus allem heraushalten? So unbedarft wie unbeleckt bleiben? Oder

war ich nur im Geist schon unterwegs zum Leichenschmaus, etwas aufgereggt und unstedt deswegen?

Moni sagte, ich solle mal an unserem Ahnherrn vorbei defilieren und ihm dabei in die Augen schauen. Es war unheimlich. Sein Blick ging mit mir mit, hin und zurück. Sie hätte das anfangs gar nicht bemerkt, Friedrich (ihr Freund, mit dem sie zusammenlebt) habe sie darauf aufmerksam gemacht. Diese Art des Vexierbildes sei früher eine Zeitlang in Mode gewesen. Ich hatte das Foto noch nie gesehen, und falls doch als Kind bei Mudderle, so hatte ich es wieder vergessen. Ein junger Mann mit schwarzem Schnauzbart. Dunkle Augen, dunkles, dichtes Haar. Mutter war die letzte Lebende gewesen, die ihn noch mit eigenen Augen gesehen hatte, und mit ihr war sein letztes Kind, das jüngste, gestorben, vom Angesicht der Erde verschwunden - und in seine Arme zurückgekehrt?

Metaphysische Gedankengänge, die auf Schmidts Grundstück eher daheim waren als in der Wirtschaft, die vor uns lag. Wir brachen auf, überquerten den Kleinen Marktplatz. Auf der Terrasse, die das Deck der Autogarage einnimmt und im ersten Stock mit dem Gastraum auf einer Ebene liegt, saßen nur noch Otto und Brigitte. Sie erwarteten uns.

Wir gingen durch den sacht ansteigenden Innenhof und die Treppe hinauf. Vor uns die offene Eingangstür mit Blick in den dunklen Hausflur, links die Terrasse. Eine Tischreihe mit Bierbänken. Otto saß beim Geländer. Er ruderte mich mit einer ausholenden Armbewegung zu sich: Hogg di her, Emil.

Die Verbrüderung auf väterlicher Basis ging mir trotz meiner versöhnlichen Stimmung und obwohl ich sah, wie herzlich er es meinte, doch zu weit.

Er sagte bedauernd, er habe sich nichts dabei gedacht. Er habe ja zu meinem Vater eine gute Verbindung gehabt ...

Is scho in Ordnung, antwortete ich.

Und er: Lass di umarme. Dess häddi am liabschde scho gmachd, wui di aus derr Kirch kumme hobb seeche.

Zu Brigitte, die an der Hauswand saß, musste ich mich für eine Umarmung über den Tisch beugen.

Auf dem Tisch standen belegte Brötchen und süße Stückchen, von Fliegen umschwärmt, als gäbe es immer noch die Miststätten vor den Häusern.

Kaum hatten wir Platz genommen, kam Sonja, die Bestellungen aufzunehmen. Ich fragte, ob es auch Capuccino gebe. Keine Frage. Inzwischen gab es auch hier einen Kaffeeautomaten, den Alleskönner. Die Zeiten des "Draußen nur Kännchen" sind Geschichte.

Die Frauen unterhielten ihren eigenen Gesprächskreis. Otto und ich brauchten nicht lange, um beim Thema zu sein. Er hat seine eigene Familien- und Erbschaftsgeschichte. Bis heute hatte ich mir manchmal vorgestellt, mit ihm auf dem Porschetraktor seines Vaters noch einmal durch Dorf und Tal zu brettern, mit dem roten Knallbonbon die Feld- und Waldwege abzufahren. Ganz selbstverständlich hatte ich angenommen, dass der 14er Porsche Junior, der gleiche, wie wir ihn daheim stehen hatten und der zusammen mit seinem großen Bruder, dem 33er, einst die Begierde von Jürgen geweckt und dessen Lebensweg beeinflusst hatte, sich in seinem Besitz befand, dass er ihn geerbt hatte. Weil ich auch wusste, dass er an dem Fahrzeug hing, dass es ein wenig oder mehr als ein wenig für ihn auch seinen Vater verkörperte, der ihm nahe stand und dem er doch nie nahe genug gekommen war, sein Leben lang nicht, wie ich fühlte. Offenbar hatte er den Traktor nicht geerbt. Otto hüllte sich in nebulöse Bemerkungen, sagte: ... aber er habe noch den Daumen drauf. Was immer das heißt. Jedenfalls steht der Traktor nicht in seiner Garage und er hat keinen Schlüssel. Ich bohrte nicht nach, merkte, dass die Erbschaftsangelegenheit nicht sein Lieblingsthema ist. Wenn ich ihn recht verstand, ging es nicht nur, was den Traktor betrifft, nicht nach seinen Wünschen und Vorstellungen. Dass Marga, seine Schwester, die ein Jahr älter ist als ich und die vorhin zu den Trauergästen gehört hatte, die ich am Grab gesehen, aber nicht gesprochen hatte, praktisch veranlagt ist und Wert auf Sicherheit und Besitz legt und für das Wohl und Fortkommen ihrer Kinder Sorge trägt, brauchte Otto mir nicht sagen, soweit kann ich Marga einschätzen. Und das ist ja das Natürlichste von der Welt und keineswegs zu verurteilen, solange sie bei der Erbschaft den Gerechtigkeitssinn aktiviert hatte und die Bedürfnisse und Wünsche ihres Bruders im Auge behielt. Danach sah es nicht aus für mich, der ich nur Ottos Stimme lauschen musste, um Enttäuschungen und Verletzungen herauszuhören. Er könne mit Marga noch ganz normal umgehen, sagte er, so sei es nicht. Würde sie jetzt hier auftauchen, wäre das kein Problem, sich mit ihr zu unterhalten. Gut hörte sich das für mich trotzdem nicht an. Und ich ließ mich wieder mal zu dem Schluss hinreißen: "Wu merr nouschaud, iiwerool as Gleiche."

Wenn derr Wiind ...

Wenn derr Wiind in Waaze welld

schaud derr Bauer as Meer

und im Hirbschd

*wenn di Ernd in derr Scheiere is
kou merrn im roade Oawedliachd
iwwer die glennzede Aggerscholle
wandle seeche
Welle um Welle
bis zum greane Raa dord
und manchmoll sichd merr
wier si nougniabd
und drum bedd
dass derr Himml Reeche seabd
immer effder awwer
leßder sein roade Borschebulldog
im Leerlaaf in Hang noosause
und dann schwebder iwwer de Wolge*

Ich eröffnete Otto, was ich zwar Freunden schon anvertraut hatte, aber noch keinem aus der Verwandtschaft und was ich folglich noch nicht auf heimischem Boden hatte fallen lassen: Dass dies heute für mich nicht nur ein Abschied von Mutter sei, sondern ein dreifacher: von Mutter, meiner Familie, dem Ort Wettringen. Lange entschieden. Und im Laufe der Zeit immer mehr herauskristallisiert hatte sich dieser Gedanke.

Dadurch sei heute ja für mich dann ein noch schwererer Tag, meinte Otto.

Ich war mir nicht sicher: Ob es nicht durch diesen Entschluss, der alles andere als ein bewusster Entschluss meinerseits war, eher dem Schicksal, der Vorsehung, dem Weltenlauf oder bloß einer inneren Notwendigkeit zuzuschreiben war, nicht ein für mich leichter Tag wurde ...

Ob ich ihm schon mal erzählte hätte, wie mein Abgang vom Haus zustande gekommen und vor sich gegangen sei?

Er verneinte.

In wenigen Zügen erzählte ich ihm, was ich hier auf dem Papier ausführlicher beschreiben kann und darf und muss. Bevor ich aber dazu aushole: Eigentlich war alles für mich schon tot außer Mutter: das Haus, das Dorf, die Familie. Mit Mutters Lebensfaden riss die letzte Verbindung. Sie wurde vom Himmel als letztes gekappt.

Meine Mansarde im Haus hat ihre eigene Geschichte. Ursprünglich war im zweiten Stock der Dachboden, wie ich ihn schon beschrieben habe: der Trockenboden mit gespannten Seilen zum Aufhängen der Jutesäcke oder auch zum Trocknen der Wäsche, in Schachteln oder über den Boden verstreut lagen die Bohnenkerne, der ausgediente Kinderwagen stand in einer Ecke, und auf der Stallseite befand sich der Getreideboden. Dieser wurde durch die Spezialisierung auf die Schweinezucht mit zugekauftem Futter überflüssig, und der Trockenboden konnte besser genutzt werden für zwei neue Zimmer gegen die allgemeine Raumnot. Wir Kinder wurden größer, brauchten mehr Platz. Ein Zimmer für meine beiden Schwestern neben einem für meinen Bruder Leo, den Ältesten, wurden in Eigenregie geplant und durchgeführt. Bernhard und ich blieben ein Stockwerk tiefer in der bisherigen Kammer, in dem Leos Bett nun Platz gemacht hatte. Die Zeit verging, Leo machte das Abitur, leistete den Wehrdienst ab, begann in Würzburg zu studieren, wurde Lehrer in S., kam kaum mehr zu Besuch, drei oder viermal im Jahr, in den Ferien, zu Weihnachten. Die Mädchen heirateten, zogen aus, ich übernahm Leos frei gewordene Mansarde, war derjenige, der noch häufig im Haus verweilte, selbst als ich schon in Coburg wohnte.

Meine Besuche folgten einem bestimmten Zyklus. Fünf, sechs Wochen vergingen und ich fühlte, es wird wieder mal Zeit für eine Heimreise. Ich packte meine und Lauras Sachen und fuhr mit unserer kleinen Tochter nach Wettringen, blieb, bis ich nach drei, vier, allerhöchstens fünf Tagen spürte, dass es Zeit wird, heimzufahren. Als Laura größer wurde und nicht mehr mitwollte, fuhr ich allein, nach Vaters Tod intensivierten sich die Besuche und veränderten ihren Charakter. Mutter und Sohn allein im Haus, eine Konstellation der Zweisamkeit und des sporadischen Zusammenlebens, nur möglich, weil Bernhard seinerzeit den Stall für sich und seine Familie zum Wohnhaus umgebaut hatte. So hatte ich immer noch eine Bleibe im Elternhaus, brauchte nicht nur für ein gutes Stündchen bei einer Stippvisite am Kaffeetisch sitzen, befand mich in der bevorzugten Lage, tagelang meine Kreise in dem Umfeld ziehen zu können, aus dem ich stamme, und von mir aus hätte es in diesem organischen Rhythmus aus Anreise, Aufenthalt, Abreise, Wiederkehr, jenem wiegenden Hin und Her, dieser Wellen- oder Atembewegung der Seele ewig weitergehen können ...

Wie die Dachstube hat auch das Hinterhaus seine Geschichte. Ich resümiere: Erst war es der Stall, dann Bernhards Wohnhaus, Margot war seine Frau und sie haben vier Söhne. Den Hof gab Bernhard schließlich notgedrungen auf und übernahm eine Arbeit bei einer Viehvermarktung. Nicht lange nach Vaters Tod zerbrach die junge Familie, Bernhard lernte eine jüngere Frau kennen und es kam zur Scheidung. Bernhard zog vorläufig zu ihr in die Stadt. Dann kehrte Margot zurück in ihr Elternhaus in einem Nachbardorf. Die Söhne blieben

da wohnen, hatten ja ihr Umfeld und ihre Zimmer hier, deren Zugänge über das Vorderhaus verliefen. Die meiste Zeit sah man sie nicht, waren sie in der Schule, sonst außer Haus oder verbrachten die Nachmittage und Abende in ihren Zimmern. Hörte Mutter die Schritte eines der Buben im Treppenhaus, lief sie aus der Küche oder dem Wohnzimmer, suchte zu dem jeweiligen Sorgenkind, als das sie alle vier ansah, den Kontakt, betrachtete es als ihre Aufgabe und großmütterliche Pflicht, sich zu kümmern, die Enkel zu versorgen, sie zu bekochen und ihnen sonst noch Zuwendungen zu geben und Gutes zu tun. Das Verhältnis der Kinder zu Anke erwies sich als schwierig. Und zu ihrem Vater? - - Bernhard und Anke hatten geheiratet, und mit dem Einzug der neuen Frau begann im Haus eine neue Ära und ereignete sich eine Zeitenwende, deren rauer Wind auch mir ins Gesicht schlug. Ankes eisblauer Blick hätte mir Warnung genug sein sollen ...

Die beiden Zimmer, von denen ich sprach, waren nur ein Teil der Umbauten im Haus. Im ersten Stock fiel ebenfalls Dachboden weg, zudem verschwanden die überkommenen Gesindekammern, richteten die Eltern ein großes Wohnzimmer, ein Bad und - endlich - ein Wasserklosett ein. Im Gegensatz zu den Dachkammern, die mit Holzöfen geheizt wurden, wie ehemals das ganze Haus, erhielt die Wohnstube einen Nachtspeicherofen, Bad und Klo je einen kleinen Heizlüfter. Im Zuge der späteren Umbauten des Stalls bekam auch der gesamte elterliche Wohnbereich eine mit Öl, alternativ mit Holz betriebene Zentralheizung, allein die beiden Dachkammern behielten ihre Öfen.

Warum erwähne ich das alles so klein-klein? Gemach. Der Teufel steckt, wie man weiß, im Detail.

Eines Tages hieß es, ich dürfe den Ofen nicht mehr befeuern, der Schlot sei marode. Vom Hof her kann man Sprünge im Verputz sehen und manchmal rieselt oder bröckelt es sogar herab. "Vorsicht! Steinschlag unter der Haustür!" Ein solches Warnschild wäre angebracht gewesen.

Die Reparatur wurde hinausgeschoben, auf Eis gelegt, hätte Aufwand bedeutet an Zeit und Geld, den man sich sparen konnte, war der Schlot ja eh nur noch über meinen Ofen genutzt worden, und es gab Alternativen, die Dachstube zu heizen. Das war noch zu Vaters Zeiten. Der Heizlüfter im Bad hatte ausgedient, da es inzwischen die Zentralheizung gab, also wurde er in meinem Zimmer installiert, unter dem Giebfenster. Für die Übergangszeiten war seine Leistung stark genug, im Winter blieb es, auch weil während meiner Abwesenheit nicht geheizt wurde, oft klamm und ich verbrachte die Zeit, lesend, Musik hörend, sinnierend unter einer Decke oder gleich im dicken Federbett oder stellte mich direkt an den Ofen und ließ mir die Beine von der warmen Luft anblasen und hielt die Hände über die Luftschlitze. War es

allzu frostig, ließ ich die Besuche sein. Außerdem war ich die überwiegende Zeit meiner Anwesenheit gar nicht im Zimmer, befand mich auf ausgedehnten Spaziergängen vom Haus weg, streifte durchs Tal, die Wälder, fuhr mit dem Auto in die Umgebung, ins Hohenlohische, zu Wanderungen ins Jagsttal, an den Kocher, besuchte die nahen Landstädtchen, regelmäßig das Würth-Museum in Schwäbisch Hall, immer wieder zogen Rothenburg und das Taubertal mich an, war unterwegs mit Mutter, saß bei ihr unten, vor allem an den Abenden, führte mit ihr Gespräche, schaute mit ihr fern, schaufelte Süßigkeiten in mich hinein, genoss, was ich in Coburg kaum je tat, ein Schnäpschen zum Bier, hatte überhaupt die Möglichkeit, mich in ihrer Wohnung aufzuhalten, in der geräumigen Küche, dem Wohnzimmer, besuchte ab und zu Freunde, immer auch Britta, die mir eine Art Vertraute war, hatte mich in die Bedingungen gefügt, mich an die Verhältnisse gewöhnt und angepasst, machte das Beste daraus, konnte mit dem Heizlüfter, dieser billigen Verlegenheitslösung, dieser Minimalausstattung für mein Zimmer, leben.

Ha, bin ich nicht ein Muster an Genügsamkeit? Selbst als die Halterung sich lockerte und man den Heizlüfter nicht mehr guten Gewissens angeschaltet lassen konnte, sobald man das Zimmer verließ, weil zu befürchten war, dass er irgendwann herabbrechen und dieses Unglück ein viel größeres nach sich ziehen könnte, einen Zimmer- oder gar Hausbrand, fand ich die Möglichkeit, den Ofen abzuhängen und einfach schräg an die Wand zu lehnen als die bequemste und beste Lösung. Das war praktikabel. Ein paar Schrauben und Dübel und Werkzeug zu besorgen und das Gerät weiter oben oder unten an der Wand zu befestigen, wäre für die meisten Außenstehenden wahrscheinlich der nächstliegende und folgerichtige Schritt gewesen. Die Schwierigkeit, das Naheliegende zu tun, war hausgemacht. Ich selber zögerte nicht nur, zur Bohrmaschine, dem Schraubenzieher, der Wasserwaage zu greifen, die Sache in die Hand zu nehmen wie, fast hätte ich gesagt: jeder normale Mensch - ich dachte im Ernst nicht daran.

Die mir von Kindesbeinen an zugeschriebenen zwei linken Hände, die ich mein Leben lang gepflegt habe, dürften der geringste Grund gewesen sein. Inzwischen konnte ich darüber hinwegsehen und -springen. Als Kind aber hemmte mich die Erwartung, dass alles, was ich anfang und tat, mein Ungeschick, meine Unaufmerksamkeit, Unruhe, Fahrigkeit und Unbegabtheit in handwerklichen Dingen zeigte, ja mein Versagertum im allgemeinen darin die schönste Würdigung fand. Wenn ich ein Brett halten sollte, damit Vater es annageln konnte, hielt ich es bestimmt schief oder ließ es fallen, war, laut Vater, auch zu dumm, einen Sack aufzuhalten, in den er Getreide schaufeln wollte, schlug mir die Fingerknöchel auf bei den einfachsten Handhabungen mit dem Schraubenschlüssel, der Nagel hielt nicht in der

Wand, wenn ich ihn einschlagen wollte, saß schräg oder war krumm gehauen. Ich war gut, etwas kaputt zu machen, aber nicht, es zu reparieren. Beim Vereinzeln der Rübenpflänzchen hackte ich haarsträubende Lücken in die Reihen. Einen Papierdrachen sollten wir mal bauen im Werkunterricht: Oh je, der Kleber pappte mir an den Fingern, das bunte Papier zerriss, das Holzgestell fiel auseinander, nie wollte sich der Drachen in die Lüfte erheben, lachte mich viel lieber aus. Mit dem Bausatz eines Modellfliegers, elterliches Geschenk zu Weihnachten, kam ich nicht weit, die Einzelteile bildeten ein Trümmerfeld auf dem Boden wie nach einer Bruchlandung. Ich hatte keine Geduld für Filigranarbeiten und spielte lieber mit robusten Wildwestfiguren aus Wundertüten, mit denen man gleich in die Vollen gehen konnte. Oh jemine, ich sollte einmal den Porsche junior auf dem Feld ein paar Meter vorwärts fahren beim Kartoffelklauben, ich ließ die Kupplung schnalzen oder streute sonstige Fußfehler ein und der Traktor mit dem angehängten Wagen voller gefüllter Kartoffelsäcke bäumte sich auf wie ein wilder Mustang. Vater sprang herbei, brachte ihn zum Stehen, fluchte und verwünschte mich und ließ den verhinderten Cowboy links liegen.

Vater war tot. Er hätte sich erbarmt und fraglos den Heizkörper neu verankert. Und hätte ich mich in diesem Fall auf seine Spuren begeben und für den Erhalt des Hauses oder wenigstens der Wärmequelle in meinem Zimmer Sorge getragen, hätte ich mich verantwortlich gefühlt, Verantwortung übernommen, vielleicht sogar einen Anfall von Lust an der handwerklichen Arbeit bekommen, die Freude daran entdeckt, mich von einer ganz neuen Seite gezeigt, so dass Mutter mich gar nicht wiedererkannt und das Haus sich in den Grundfesten bewegt hätte mit einem freudigen Ächzen, ich die Dinge, die nötig waren, den Heizkörper neu zu installieren: die Bohrmaschine, die Dübel, die Schrauben, die Wasserwaage, den Bleistift zum Kennzeichnen der Bohrlöcher, den Hammer, den Schraubenzieher besorgt hätte, nicht außer Haus, sondern auf dem nächsten Weg natürlich, in Bernhards Werkstatt - - aber halt! da baut sich in meiner Vorstellung eine graue Wand auf, die ich erst mal durchdringen müsste.

Bernhard und ich waren schon als Kinder wie Hund und Katze. Zwei Brüder, wie sie unterschiedlicher kaum sein könnten. Wir pflegen keinen Kontakt, haben uns nichts zu sagen. Ich gehe ihm aus dem Weg, muss ihm nicht unbedingt begegnen. Der Gang in die Werkstatt kam einem Gang in die Fremde gleich.

Und dann kam der Tag, da der Heizkörper verschwunden war. Erna und ich machten für eine Nacht halt auf dem Weg zum Bodensee, wo wir ein Ferienhaus gemietet hatten für acht Tage. Ich betrat meine Mansarde, stellte das Gepäck neben dem Holzofen auf die Holzkiste, in der sich immer noch die Relikte von ein paar Holzscheiten und Zeitungen zum Feuermachen befanden, und, wie gewöhnlich, stellte ich mich danach ans Fenster und warf

einen Willkommensblick auf den Hof und die Straße hinab zum Komplex aus Schule und Kirche, aber irgendetwas stimmte nicht. Erst als ich mich vom Fenster wegbewegte, merkte ich, dass zu meinen Füßen der Heizlüfter fehlte. Ich stutzte, schaute mich im Zimmer um. Nichts. Wie konnte das sein? War er kaputt? Aber wie hätte das jemand feststellen können, ich war ja der einzige, der ihn benutzte? Oder hatte Mutter ihn geholt, um ihr Zimmer zu wärmen? Dieser Gedanke war genauso absurd, es war September und warm und sie hatte ihren eigenen Heizlüfter für die Übergangszeit, wenn die Heizung noch nicht angeschaltet war, sie aber froh, oder für die strengen Wintertage, wenn die Heizung es nicht schaffte, den Raum ausreichend zu wärmen. Ich saß wie auf Kohlen, als ich Mutter, die unten in der Küche das Abendbrot richtete, nach dem Verbleib der Heizquelle fragte. Sie wusste von nichts, ich sah ihr aber an, dass sie einen Verdacht hatte, der mir selber nicht gekommen war. Sie schielte Richtung Hinterhaus. Das könne nur von da kommen, sagte sie. Mutter wirkte betroffen, war aber offensichtlich nicht besonders überrascht, als wäre eine solche Maßnahme früher oder später zu erwarten und zu befürchten gewesen. Anke hatte das Sparprogramm eingeschaltet. Und im Zuge dessen war sie also in mein Zimmer gegangen und hatte den Heizlüfter weggeräumt, mir die Wärmequelle entzogen. Allein schon die Tatsache, dass sie über Mutters Kopf hinweg in meiner Abwesenheit mein Zimmer betreten und sich darin umgesehen und vielleicht in meinen Sachen herumgestiert hatte, war eine unglaubliche Grenzüberschreitung. Den Ofen daraus zu entfernen aber war ein Akt der Gewalt gegen mich. Mutter versuchte mich zu beruhigen, indem sie mir versprach, sich um die Angelegenheit zu kümmern, morgen, nicht heute. Ich hielt still. Wir ließen das heiße Eisen fallen und rührten es nicht mehr an, solange Erna und ich im Haus waren. Aus dem Elternhaus aber nahm ich am nächsten Morgen eine Bombe mit in Urlaub.

Über das Wochenende, unter den neuen Eindrücken, in der reizvollen Gegend, konnte ich die Angelegenheit gut von mir weg halten, am Dienstag aber - es war Mutters 88. Geburtstag - holte sie mich ein. Ich hatte unruhig geschlafen, wirre Träume gehabt, erinnerte mich am Morgen aber an keine Details, duschte ausgiebig, vielleicht eine Spur zu heiß, und beim Haare föhnen konnte ich im Spiegel auf einmal meinen Blick nicht mehr einfangen. Ein silbernes Flimmern erschien im Brennpunkt und davon breitete sich ein größer werdender dunkler Ring zum Augenrand hin aus. In letzter Zeit hatte ich schon mehrmals solche Anfälle von Migräne gehabt. Ich legte mich nackt auf den blanken Fußboden und schloss die Augen, bis der Spuk, schon nach wenigen Minuten, vorbei war. Dann zog ich mich an, machte das Frühstück und weckte Erna, sagte aber nichts von den Sehstörungen. Es war ja alles wieder gut ...

Dass ich Erna, solange es geht, nicht in meine Zustände einweihe, ist ein Fluch für sich. Ein Blick zum Fenster hinaus verriet: Es schaut nach Regen aus. Sind wir zum Wandern unterwegs, bin ich der Hüter der Karte und des Wegs. Ich suchte eine Strecke aus, die durch Waldgebiet ging. Es gibt auch zuhause die Tage, da halte ich es daheim nicht aus, draußen aber möchte ich mich am liebsten verstecken und unsichtbar bleiben, gehe jeder Begegnung aus dem Weg. Durch den Wald streifen, dafür hätten wir nicht hierher an den Bodensee fahren müssen, das hätten wir daheim billiger haben können. So verhöhnte ich mich selbst. Erna hatte nichts dagegen, in die Einsamkeit zu fahren. Kaum waren wir aus dem Auto ausgestiegen, fing es zu tröpfeln an. Ich spannte meinen Taschenschirm auf, wie immer schon bei den ersten Tropfen. Erna braucht so schnell keinen Schirm.

Geplant war, einen Rundweg zu gehen. Erna mag es, von Anfang an Tempo zu machen, so sich frei zu laufen. Ich lasse es gerne langsamer angehen, steigere die Geschwindigkeit und Intensität lieber im weiteren Verlauf. Ich bin es gewohnt, beim Gehen meine Gedanken zu entwickeln. Heute war ich mehr als sonst in mich gekehrt. Sie solle ruhig voraus gehen, der Weg führe immer gerade aus, sie brauche nur den Wegzeichen - einer liegenden Raute - zu folgen. Wir blieben jedoch in Sichtweite zueinander. Erna verliert in einer ihr unbekanntem Gegend schnell die Orientierung, und wenn sie mich dann nicht mehr sieht, mich ruft und ich nicht gleich antworte, gerät sie leicht in Panik.

Drei-, viermal wartete sie auf mich, wollte mir etwas sagen oder zeigen. Eine kurze Strecke gingen wir Hand in Hand. Ich fiel wieder zurück, weil der Regen mich foppte und ich mit dem Schirm zu tun hatte: sobald ich ihn aufspannte, fiel dem Regen ein, aufzuhören, und schloss ich ihn, dauerte es nicht lange, bis der Regen wieder anhub, richtig ernst machte er nicht. Ein paar Mal blieb ich stehen, um mir auf der Karte den Überblick zu verschaffen und zu sehen, wo genau wir uns befanden. Hohe Laubbäume bestimmten das Bild, Farn breitete sich am Weg aus, der zum Pfad wurde und uns zwang, hintereinander zu gehen. Erna nahm wieder Geschwindigkeit auf. Ich ging gedankenverloren hinter ihr her. Ein Blick zum Himmel bewies, dass der Regen bald stärker werden würde. Ich musste den Schirm schon wieder aufspannen, und da war die Hand leer.

Wie konnte das sein? Gerade hatte ich ihn doch noch in der Hand gehabt. Ich war mir sicher, ihn nicht abgelegt zu haben. Warum auch? Dauernd brauchte ich ihn, die Hand steckte in der Schlaufe am Griff, zum Lesen der Landkarte musste ich ihn nicht weglegen. Einmal hatte ich gepinkelt, das war gut fünf Minuten her, seitdem den Schirm doch wieder in der Hand gespürt, soeben noch!

Ich nahm den Rucksack von den Schultern und schaute hinein. Der Gedanke, ihn unbewusst darin versorgt haben zu können war absurd und noch absurder die Handlung, den Rucksack auszutasten, als wäre meinen Augen alleine nicht zu trauen. Ich konnte die Dinge und mich drehen und wenden wie ich wollte, der Schirm war weg.

Ich beeilte mich, Erna einzuholen. Sie wartete an einer Wegkreuzung. Wohin weiter? Die Beantwortung der Frage erübrigte sich. Sie mochte nicht glauben, dass ich den Schirm, zerstreut wie ich manchmal bin, nicht irgendwo weggelegt oder verloren hatte. Uns blieb kaum eine andere Wahl als nach dem Schirm zu suchen. Es regnete sich ein und Erna hatte keinen eigenen Schirm dabei, hatte sich darauf verlassen, dass ich sie, falls nötig, mit unter meinen Schirm nehmen würde. Sie geht am liebsten ohne Rucksack und alles. Mir macht eine kleine Last beim Gehen nichts aus, im Gegenteil bücke ich mich gerne nach einem Hölzchen oder Stein oder breche ein Zweiglein oder Blatt vom Baum und spiele damit. Kann sein, dass dabei eine gewisse entspannende Massagewirkung einsetzt, die mir das Denken und Fühlen und Konzentrieren erleichtert. Auch ein Schirm kann so ein handsames Ding sein.

Wir haben auf dem Rückweg alles durchforstet, die Stelle, wo ich gepinkelt hatte, systematisch die Wegränder, Erna übernahm die linke Seite, ich die rechte. Einen aufgefächerten Schirm in leuchtendem Türkis übersehen vier darauf gepolte Augen nicht.

Hatte ich einen Aussetzer, einen Blackout, bei dem ich den Schirm in hohem Bogen von mir warf? Die absurdesten Gedanken gingen mir durch den Kopf. Als Bumerang hatte sich der Schirm jedenfalls nicht entpuppt, dachte ich mit Galgenhumor.

Erna fürchtete etwas anderes. Da muss uns doch jemand gefolgt sein, der den Schirm zu sich genommen hatte. Niemand war uns entgegen gekommen, die nächste Behausung war weit weg, keine Abzweigung hatte es bis zu der Kreuzung, an der Erna auf mich gewartet hatte, gegeben. Dass ich den Verstand für einen Moment verloren hatte, erschien mir ungefähr genauso realistisch wie die natürlichste Erklärung, die Erna noch in Betracht zog: ein harmloser Spaziergänger, vielleicht ein Pilzsucher, hatte den Schirm gefunden und war damit weitergegangen. Also jemand, der aus dem Nichts auftaucht, den Schirm sieht, ihn mitnimmt und im Nichts wieder verschwindet. Ich sagte, wir hätten ihn sehen müssen, wenn er sich nicht vor uns versteckt hielt und kein Geist war. Da war niemand, das spürte ich. Wie außerdem sollte ein Spaziergänger einen Schirm mitnehmen, den ich in der Hand halte? Erna wurde es immer unheimlicher. Sie wollte nur noch heraus aus diesem Zauberwald. Wir hatten uns noch keine halbe Stunde vom Auto entfernt gehabt. Kopfschüttelnd lachten wir über unser Abenteuer, am Ende völlig durchnässt.

Ich verstand das Erlebnis als eine Parabel. Der Zusammenhang zwischen dem meinem Zimmer entnommenen Heizkörper und dem verlorenen oder mir weggenommenen Schirm lag auf der Hand. Welche Instanz wollte mir etwas mitteilen, ein Zeichen geben? Eine mir wohlwollend zugeneigte war es jedenfalls. Du brauchst keinen realen Schirm. Du bist geschützt. Von mir oder wenn nicht von mir, so doch von einer höheren Kraft, die mich als Botschafter geschickt hat, als Botschafter, ja, einem Engel gleich. Oder bin ich einer? Wer weiß. Ein Schutzengel, der dir sagen soll - durch den Schirm ... Und bezogen war das Zeichen auf mein Elternhaus, auf Anke, meine Mutter, die heute Geburtstag hatte und die ich anrufen und fragen würde, ob sie sich nun gekümmert hätte um den Ofen, ob er wieder in meinem Zimmer stand, ein Gespräch, vor dem ich mich fürchtete, umso mehr, je näher es rückte, denn ich argwöhnte, sie würde zu schwach, um nicht zu sagen: zu feige gewesen sein, Anke zur Rede zu stellen, sich den Verhältnissen unterordnen, mich in der Unterordnung verraten. Sie aber, Mutter, musste reagieren. Von ihr erwartete und verlangte ich die schützende Haltung, das zu mir Stehen, das Verteidigen des Platzes, meines Zimmers im Haus. Es war das auf die Probe stellen - wieder einmal - ihrer Liebe, der bedingungslosen, die ich von ihr - schon lebenslang - einforderte. Und würde sie diesen Schutz nicht geben durch das Zurückholen der Wärmequelle - was bedeutete das? Keine Heimkehr mehr! Hielte ich das durch? Wäre das richtig? Hieße das nicht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. War es gut, gegebenenfalls die Rechnung aufzumachen, den Bruch herbeizuführen? Niemals! Ich saß in der Klemme.

Sollte ich mich ermannen und über alle Forderungen an meine Mutter hinweg den Schritt gehen zu Anke, schließlich zu dem im Hintergrund agierenden, unsichtbaren, schweigenden Bruder Bernhard, ihn zur Rede stellen? Woher sollte ich diesen Mut nehmen? Ich fürchtete mich vor dem Zusammenprall, dem Ausspielen seiner Macht, der Macht des - neuen - Hausherrn, der mich, der ich in meinem Elternhaus kein verbrieftes Bleiberecht mehr hatte, hinauswerfen könnte. Dass es bei einem Showdown zwischen uns beiden zu diesem Schluss käme, fürchtete ich bis ins Mark.

Eine Entzweiung hatte es in Kindertagen gegeben, einen Vorfall, den ich nicht vergessen und nicht verzeihen konnte: Einmal, als alle um den Küchentisch saßen und ich beim Essen wieder einmal das fette Fleisch nicht hinunter brachte und herauswürgte, Vater es satt hatte, aufzustehen und mich zu züchtigen, sagte er zu Bernhard, der neben ihm auf der Bank saß und der hätte aufstehen müssen, um Vater hinaus zu lassen, er solle hingehen und mich strafen. Bernhard folgte, ging um den Tisch herum und schlug mich vom Stuhl herunter mit harten Schlägen. Stumm, ohne ein Wort, einen Ton von sich zu geben, mit aller Gewalt, führte Vaters rechte Hand, der Hofnachfolger, den Befehl aus. Ich wehrte mich, er war aber

zu stark. Und auch Bubu, unsere Promenadenmischung, wollte seinen Platz unter dem Tisch nicht mit mir teilen.

Ah, sagte ich "rechte Hand" und "Hofnachfolger"? Verhielt sich so nicht eher ein armer, abgerichteter Hofhund? Man kann es auch so sehen: Vater stellte ihm ein Führungszeugnis aus, das ihn berechnete, ungestraft zuzuschlagen.

Mutter, die neben mir an der Tischecke saß - wo war sie in diesem Moment? Wohl war sie da, aber nicht wirklich. Warum ließ sie das zu? Ich wollte diese Szene, in einer - erwachsenen - Variante, nicht noch einmal erleben. Ich hegte Mordgedanken, sobald ich nur daran zurückdachte, Mordgedanken gegen Bernhard, meinen Vater, meine Mutter ... Du bist geschützt: von höherer Stelle. Du brauchst keinen Schirm mehr ... Was ich sicher sagen konnte: Wie schön und befreiend es war, wie letztmals als Kind, barhaupt durch den Sommerregen zu gehen. Und meine Angst, mich zu erkälten, krank zu werden - hab keine Angst! Dir wird nichts geschehen. Du brauchst keinen Schirm mehr, jenseits deiner Angst beginnt für dich das Leben!

Gemäß seiner Einsichten und Vorstellungen müsste man leben können! Warum ging das nicht? Die innere Stimme, die zuvörderst antwortete, meinte: Weil du immer die Rechnung ohne den Wirt machst.

Am frühen Nachmittag rief ich Mutter an und gratulierte ihr, ließ sie ein bisschen berichten, wie der Geburtstag ablief, erzählte in knappen Worten von unseren ersten Wanderungen, den Eindrücken am See, dem Ferienhaus, dem Wetter, sagte nichts vom Schirm, wollte am Ende aber wissen, ob sie sich gekümmert hätte um den Heizkörper. Ja, er stünde wieder in meinem Zimmer. Fast war ich enttäuscht. Die Herausforderung war vorbei. So leicht waren die Wellen zu glätten. Gleichzeitig war ich erleichtert. Die bloße Nachricht genügte mir, mehr wollte ich gar nicht erfahren, wollte die Sache nicht weiter hochspielen, ihr in Mutters Gegenwart keine weitere Bedeutung beimessen. Mutter hatte also ihre Mutterpflicht erfüllt und dem Hinterhaus die Grenzen aufgezeigt, es in seine Schranken verwiesen.

Der Friede war trügerisch, der nächste Angriff ließ nicht lange auf sich warten, und diesmal kam er frontal.

Es war im darauf folgenden Frühjahr. Es dämmerte noch, als ich die Treppe herabkam, trotzdem war ich später dran als sonst. In der Küche brannte schon Licht. Normalerweise stand ich vor Mutter auf, an jenem Tag aber hatte ich vor dem Frühstück noch ausgiebig gebadet. Für den späten Vormittag hatte ich mich in Rothenburg mit einer Redakteurin der Heimatzeitung für ein Gespräch verabredet über mein neu erschienenes Buch. Ein entspanntes Vollbad gehört wie das Gehen zu meinen Inspirationsquellen. Duschen ist dagegen wie

Radfahren. Beim Radfahren könnte ich nie meine Gedanken entwickeln. Beim Baden schon. Wie oft ist es nicht geschehen, dass ich mich abgequält habe mit der Lösung eines Schreibproblems und in der Badewanne ist mir die entscheidende Gedichtzeile zugeflogen. Die Badewanne als Ort meines Denkens. Wahrscheinlich kennt jeder solche Orte, und ich glaube, die Badewanne ist es bei vielen anderen Menschen auch.

Ich befand mich in angespannter Vorfreude auf das Gespräch. Man weiß bei solchen Begegnungen nie, was einen erwartet. Ich wusste nicht, wie die Journalistin mein Buch aufgefasst hatte und beurteilte. Missverständnisse sind eingebaut. Sobald man sich bemüht fühlt, sein Geschriebenes zu erklären, ist das Kind schon in den Brunnen gefallen. Ich musste mich noch sammeln, hoffte auf erhellende Antworten über mich und mein Werk.

Was für ein Wohlgefühl entsteht, wenn ich im warmen Wasser in einer Wanne liege. Ein Körper geborgen in einem Körper geborgen in einem Körper. Und wenn es zu kalt wird, lässt man heißes Wasser nachlaufen ... Das Bad als Rückzugsort und Oase. Alle kennen das.

Ich öffnete die Tür. Mutter saß vor ihrer großen Kaffeetasse. Sie machte sich morgens einen Instantkaffee und tunkte ein Weißbrot hinein.

Wir wünschten uns einen guten Morgen und ich fing an, mir das Frühstück zu richten.

Bevor Margot auszog und Bernhard und Anke noch in A. wohnten, holte ich zuerst die Zeitung aus dem Briefkasten, seit sie da lebten, las das "Hinterhaus" zuerst die Zeitung. Mutter zahlte zwar das Abo, wie noch zu Vaters Zeiten, man hatte sie aber gebeten, mir mitzuteilen, ich könnte doch auch später die Zeitung noch lesen, Bernhard wollte, bevor er zur Arbeit fuhr, einen Blick hinein werfen. Das verstand und akzeptierte ich und richtete mich danach. Das Manko war: Die Zeitung kam nicht immer von alleine zurück, und öfter erlebte ich, wie Mutter als eine Bittstellerin nach hinten schlich, fürchtend, sie könne zu ungünstiger Zeit anklopfen.

Mutter schaute mir zu, wie ich Wasser in die Kaffeemaschine füllte, den Filter einsetzte, das Pulver abmaß, die Maschine einschaltete, mit der elektrischen Brotschneidemaschine mir eine Scheibe vom Laib abschnitt, die Butterdose auf den Tisch stellte, die Zuckerdose aus der Anrichte holte, ebenso Tasse, Unterteller, Teller, Wurst und Käse und Sahne aus dem Kühlschrank nahm, Messer und Kaffeelöffel aus der Lade holte. Früher hatte ich keinen Finger gerührt und von ihr verlangt, mich, wie alle anderen, zu bedienen. Jetzt genoss sie es und zeigte sich still dankbar, wenn ich sie nach dem Mittagsschlaf im Wohnzimmer zum Kaffeetrinken in die Küche rief an den gedeckten Tisch. Nach wie vor war es für sie ungewohnt und seltsam, einmal nicht aufspringen zu müssen, sitzen bleiben zu können.

Sou, dann fährschd also heid widder, sagte sie. Ich war länger als normalerweise da, schon den fünften Tag. Ich hatte neben dem heutigen Treffen mit der Journalistin in der Stadt noch andere Verabredungen gehabt, die Zeit genutzt, wieder einmal Jimmy zu besuchen, der Mundartgedichte von mir vertont und mit dem ich vor Jahren eine CD aufgenommen hatte, mich auch mit Thilo zu einem kreativen Austausch in einem Cafe getroffen, der - gemeinsam mit ehemaligen Schülern - auch ein engagierter Dokumentarfilmer ist. Mein alter Lehrer, Förderer und Freund hatte sich als der ruhelose, kritische und begeisterungsfähige Mensch von scheinbar unversieglischer Energie gezeigt wie eh und je. Die Zähigkeit und Unerschrockenheit, mit der er seine Tage bestreitet, finde ich bewundernswürdig.

Dann sei ich also zum Mittagessen nicht mehr da, sagte Mutter, und ich antwortete: Nein, ich würde nach dem Frühstück gleich fahren. Ich mag es zuweilen, mich auf meine eigenen Spuren zu begeben. In Rothenburg bin ich zur Schule gegangen, hatte dort ein Jahr lang eine kleine Wohnung, erlebte die frühen Liebestage mit Erna.

Der Kaffee war durchgelaufen. Ich setzte mich an meinen Platz. Der Stuhl, auf den ich mich setzte, ist schon immer oder wenigstens sehr lange mein Stuhl gewesen. Als Kind hütete ich ihn eifersüchtig, duldete nicht, dass sich jemand anderer darauf niederließ.

Kaum hatte ich den ersten Bissen im Mund, klopfte es und Anke stand in der Tür. Offenbar hatte sie mich abgepasst.

Sie müsse mal mit mir reden. Ob es denn wirklich sein müsse, dass ich so oft bade.

Es dauerte einen Moment, bis die Worte in mich eingesickert waren. Mir wurde heiß und der Schweiß brach mir aus allen Poren. Es war mir, als hätte ich diesen Augenblick schon erlebt, nein, das ist falsch: als hätte ich auf diesen Augenblick zugelebt, ein Leben lang, und er wäre in mir verborgen, aber wirksam gewesen, jetzt aber, in diesem Augenblick, wäre er in Erscheinung getreten. Und mein ganzes Leben, das Leben in diesem Haus, müsse man von diesem Augenblick zurück betrachten, um es zu verstehen.

Ich fragte sie, was sie mein Baden überhaupt angehe.

Sie würden hier sparen, und ich ...

Was macht man mit einer Maus, die am tragenden Balken, der mühselig noch das Haus hält, nagt? Und die sich frech vom letzten Wurstzipfel in der Speisekammer bedient? Als diese Maus fühlte ich mich hingestellt und herabgesetzt.

Es war genug. Tief aus den Eingeweiden stieg der Zorn in mir hoch. Ich fragte noch, ob sie eigentlich wisse, was sie da gerade mache.

Sie hatte sichtlich keine Ahnung, worauf ich abzielte.

"Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende, was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt." Goethe konnte mich in diesem Augenblick am Arsch lecken. Es brach ungezügelt aus mir heraus. Ich hieß sie alles rauf und runter. Die Schimpfkanonade schien sie aber nicht weiter zu treffen, als sei sie solche Beleidigungen gewohnt und hätte im Laufe ihres Lebens einen dicken Panzer dagegen entwickelt.

Ob ihr klar sei, dass die ganze Familie von ihrem Auftritt hier erfahren würde und sie sich gerade selber isoliere und öffentlich ins Abseits und an den Pranger stelle.

Alle verstünden und unterstützten sie, sagte sie. Sie wäre sicher, auch Britta auf ihrer Seite zu haben.

Mutter saß sprachlos in sich zusammengesunken. Ich hatte sie bei all dem immer noch im Blick, fürchtete einen Schwächeanfall oder gar Zusammenbruch.

Höhnisch lachte ich auf und fragte, ob sie wisse, was sie sei. Und noch einmal spuckte ich alle möglichen Schimpfworte aus. Dann sagte ich: Guad, edz haschd alles gsochd, edz konnschd widder verschwinde! Und scheuchte sie mit einer Handbewegung davon.

Was die Schimpfworte nicht schafften, schaffte der Versuch des Raumverbots. Aus *ihrem* Haus lasse sie sich nicht hinauswerfen, rief sie und drohte mir mit dem Zeigefinger.

Aus *ihrem* Haus! Wie das geklungen haben mag in Mutters Ohren. Die jüngst eingezogene Schwiegertochter aber versank nicht im Erdboden vor Scham.

Ich fragte, ob sie eigentlich wisse, dass wir Geschwister bei der Hofübergabe auf unseren Pflichtteil verzichtet hätten zugunsten Bernhards. Wir hätten gehofft, dass er den Hof erhalten könne.

Offenbar hatte er ihr davon nichts erzählt, und ich fragte mich, wie Bernhard unsere Familie geschildert haben mochte.

Was ihr dazu einfiel: Bernhard hätte mich schon seinerzeit, als dieses Buch herauskam, aus dem Haus schmeißen sollen!

Daher wehte der Wind! Sie meinte "Meine Oma". Es war nicht meine Absicht gewesen, eine Familienchronik zu schreiben, man kann das Buch aber als solche lesen. Die beiden wussten über das Buch nur, was sie darüber in der Zeitung gelesen hatten, und das genügte ihnen, den Stab über mich zu brechen. Sie hatten das Buch nicht und würden es auch aller Voraussicht nach nie in die Hand nehmen. Beim Schreiben habe ich mich immer als das Gegenteil eines Nestbeschmutzers empfunden.

Ob sie sich wirklich einbilde, Bernhard könne mich aus dem Haus werfen? Wir befänden uns hier in Mutters Wohnung.

Weiter oben schrieb ich, dass ich kein verbrieftes Bleiberecht mehr hatte. Das war nicht mal gesagt. Mutter hatte einmal angedeutet, im Übergabevertrag sei mir meine Mansarde geschrieben, solange sie, die Eltern, lebten - oder hieß es: solange ich unverheiratet war? Ich musste das nicht wissen. Einerseits freute, ja rührte mich diese Nachricht (auch wenn ich die Warnung vor dem "Hinterhaus" nicht überhörte), andererseits ließ mich ein natürlicher Stolz über Papierenes hinwegsehen. Mutter allein bestimmte, von ihr allein hing ab, ob ich heimkam oder nicht. Und bevor ich in den Unterlagen kramte oder bei einem Rechtsanwalt Beistand suchte, wäre ich längst von mir aus verschwunden. Dass spätestens mit Mutters Tod das natürliche Bleiberecht in meinem Elternhaus erlosch, so wie eine Kerze erlischt, verstand sich für mich von selbst.

Sou, edz hau endli ab! legte ich ihr noch einmal nahe, und diesmal ging sie tatsächlich.

Mutter fing sich und hatte die Kraft zu sagen: Doa muss merr doch woss mache. Dess koumer doch nidd sou lasse. Ii ge edz zum Bernhard ... Und eilte hinaus.

Voller Verzweiflung kehrte sie zurück. Bernhard hatte sie stehen lassen. Er war gerade ins Auto eingestiegen, um zur Arbeit zu fahren. Sie hat ihn angesprochen, er aber fuhr ab und ließ nur die Scheibe herunter. Sie sollten ihn in Ruhe lassen mit ihrem Scheißdreck. Und raste fluchtartig zum Hoftor hinaus.

Auch ich war auf der Flucht, nichts konnte mich hier mehr halten. Mutter sagte flehentlich: Bleib doch noch. - Dess gedd nidd, sagte ich und stieg die Treppe hinauf in mein Zimmer, packte zusammen, nahm alles mit, was mir etwas bedeutete, ein paar Dias von Vater mit Kinderbildern aus der Nachttischschublade, meine ganz frühen Manuskripte, die ich, wie ich dachte, genauso gut verbrennen könnte, aber soviel Mitgefühl erzeugten sie in mir noch, dass ich sie nicht in den Fängen des Hauses lassen wollte. Mehr war von mir nicht da, das ich haben wollte. Ich schaute mich nochmals im Zimmer um, wie zum letzten Mal. Ein letzter Blick zum Fenster hinaus, in den leeren Hof, über die Dächer hinweg zum Waldrand, die Straße hinunter zur Schule, zum Kirchturm ...

Mutter stand wie angewurzelt in der Küche, und wir umarmten uns. Wie klein sie war, wie weich und liebesbedürftig. O Bua, o Bua, klagte sie. Und auch ich konnte meine Tränen nicht länger zurückhalten.

Ii meld mi, ii ruf di ou, sagte ich zum Abschied.

Ja, meld di, antwortete sie.

Sie stand in der Haustür und winkte mir nach, als ich langsam vom Hof fuhr. Zu diesem Zeitpunkt dachte ich wirklich, dies sei mein Abschied für immer. Dass wir uns nie mehr wiedersehen.

Schnell aber kristallisierte sich heraus, dass dies nicht ging, nicht gut war. Anke diese Bedeutung und Macht zuzuschreiben - wie konnte ich überhaupt darauf kommen, gleichsam auf sie hereinfallen? Es blieb dabei: Mutter bestimmte, ob ich ins Haus kam, sie besuchte, meine Mansarde währenddessen bewohnte. Das Band zwischen ihr und mir war um ein Vielfaches stärker und mächtiger als Ankes Wünsche und Forderungen, respektive die von Bernhard, dessen Rolle im Hintergrund vage blieb. Mir wurde nicht klar, inwiefern er noch Öl ins Feuer goss oder versuchte, den Brandherd zu löschen. Unabhängig davon kam mir oft der Gedanke, die Wahl seiner beiden Ehefrauen sei in direkter Abhängigkeit geschehen von ihrem Vermögen, für seine Belange einzustehen, sie durchzusetzen und zu verteidigen, davon, ob er sie vorschicken konnte, so wie man einen Hund vorschickt. Oder so wie Vater ihn vorgeschickt hat, als er nicht selber aufstehen wollte, um mich zu züchtigen.

Es ging auch nicht nur um mich. Mutter zu besuchen bedeutete, ihr Leben einzuhauchen. Die meiste Zeit saß sie in ihrer Wohnung, kreiste um sich selbst und hatte kaum mehr Aufgaben. Bernhard kümmerte sich wenig um sie. Arg selten, dass ich einmal Sätze von ihr hörte, wie: Geschder woar sogoar derr Bernhard widder emoll bo mir vorre und woar mords gsprächich und mir hewwe uns guad underhalde. Ich empfand sein Kümmern und Sorgen immer als defizitär, als eine Pflicht und Schuldigkeit, die er nicht ausreichend erbrachte. Manchmal rief Mutter mich an und fragte, wann ich denn wieder mal komme. Wir spürten nicht selten beide an unseren unterschiedlichen Orten zugleich, dass es an der Zeit war. Sie hatte wieder Mal jemanden zum Bekochen, jemanden, der sich mit ihr unterhielt, etwas unternahm, sie auch herausforderte, ihr Fragen stellte und sie nicht gleich - jedenfalls nicht sofort - unterbrach und abwürgte, wenn sie ihren Meinungen, Sorgen und gesundheitlichen Beschwerden beim Reden freien Lauf ließ und ins für mich seit eh und je schwer zu ertragende Klagen verfiel. Das Alleinleben machte sie schwermütig. Depression lag in der Luft, wenn ich eintraf, und wenn ich wieder ging, machte sie den Eindruck, seelisch und geistig ein bisschen durchlüfteter und ein Stück weiter weg vom Tod zu sein als zum Zeitpunkt meines Eintreffens.

Vorsorglich fragte ich Mutter am Telefon, wie es nach meiner Abreise weitergegangen sei. Sie habe die feindselige Stimmung im Haus nicht lange ertragen und den Kontakt zu Anke gesucht, ihr gesagt, sie wolle ein friedliches Zusammenleben und dass sie sich wieder vertragen. Wie früher könne es aber nicht mehr zwischen ihnen werden.

Ob sie auch mit Bernhard geredet hat und wenn ja, was dabei herausgekommen ist, weiß ich bin heute nicht.

Auch weiß ich nicht, ob sie Leo extra angerufen hat, um ihm von dem Vorfall zu berichten und seine Meinung einzuholen oder ob er erst beim nächsten routinemäßigen Telefonat zur Sprache gekommen ist. Leo hatte laut Mutter dabei ein Wort gegen Anke gebraucht, das ich, um ihn zu schützen, verschweigen muss. Damit war für ihn die Sache abgehakt und es gab ihr keine größere Bedeutung beizumessen. Nichts anderes hatte ich von ihm erwartet. Er hielt sich schon immer fein aus allem heraus, zumindest aus allem Familiären. Als Kind hatte mich diese scheinbar unabhängige Art beeindruckt und ich hatte zu ihm, dem großen Bruder, aufgeschaut und um seine Anerkennung gebuhlt, irgendwann aber hatte sich das Blatt gewendet und inzwischen ging mir der Gestus der Abgeklärtheit und Überlegenheit nur noch auf die Nerven.

Angelika machte aus ihrer Abneigung gegen Anke nie ein Hehl und wunderte sich bei ihr über nichts. Ich habe noch ihr kurzes helles Lachen im Ohr, als es mal, kurz nach Ankes Einzug, beim Kaffeetrinken um sie ging. Angelika hat schon immer, schon als kleines Mädchen, wenn die Lage eigentlich zum Verzweifeln und Weinen war, gelacht - bevor sie endlich doch weinte. Schon lange vor mir schätzte sie Anke richtig ein.

Britta suchte das Gespräch mit Anke. Was ich von ihrem Bericht einzig noch im Kopf habe: Sie wolle nicht ins Haus kommen und jedes Mal, wenn sie den Wasserhahn aufdrehe, ein schlechtes Gewissen haben müssen.

Damit schien alles gesagt, alles bereinigt. Die Familie ging zur Tagesordnung über, nur mir wollte dieses Kunststück nicht gelingen. Ich war voll gepumpt mit Aggression, sobald ich das Haus betrat. Die Bedrohung war in der vergifteten Atmosphäre, wie man sagt, mit Händen zu greifen. Der nächste Angriff konnte jederzeit kommen. Ich geisterte als ein Gespenst durchs Haus, einen Dolch im Rücken, einen anderen in der Hand zum sofortigen Zustoßen. Und niemand außer mir selber konnte dieses Gespenst sehen.

Ich vertraute Britta an, wie schwer mir der Aufenthalt im Haus fiel, und sie meinte, es sei vielleicht sowieso besser, wenn ich nicht mehr für mehrere Tage käme. Für Mutter, deren Kräfte sichtlich nachließen, würden die Besuche und meine Versorgung zu einer immer größeren Belastung.

Ich war sprachlos, und hochempfindlich, wie ich in dieser Beziehung war, zog ich mich von Britta zurück und ließ das Schweigen zwischen uns wachsen. Kann es sein, dass ich sie damit auch strafen wollte? Wie wirksam Schweigen als Strafe ist, habe ich als Kind schließlich ausgiebig erfahren. Gut möglich, dass ich ihr unbewusst weh tun wollte.

Eines Tages rief Britta mich an. Was denn los sei? Ich sei daheim gewesen und hätte sie nicht besucht. Und zum Geburtstag hätte ich ihr auch nicht gratuliert, wie sonst immer. Das

beschäftige sie und sie müsse jetzt doch mal nachfragen. Sie sei sich keiner Schuld bewusst. Ob irgendetwas nicht in Ordnung sei?

Und ich ließ es heraus: Dass ich mich von ihr verraten fühle. Ich hätte das Gefühl, alles, was vorgefallen sei mit Anke, spiele keine Rolle mehr. Und brachte als Gleichnis: Ein Boot, das den Fluss hinab fährt: der Bug teilt das Wasser und am Heck läuft das Wasser wieder zusammen, und gleich ist es, als sei nie ein Boot da gefahren, die Oberfläche sei wieder glatt und ruhig. Dieser Zustand sei für mich unerträglich, in mir brodle es immer noch. Das Ereignis sei so gegenwärtig und lebendig in mir wie am ersten Tag, nach wie vor meine mich peinigende Realität, sobald ich in unserem Elternhaus die Türe aufmache. Ich hätte auch mitgekriegt, dass schon wieder gegenseitige Besuche stattfänden, Einladungen zum Geburtstag ausgesprochen und angenommen werden würden. Mich ekle es, wenn ich mir vorstelle, dass man friedlich vereint zusammen säße und heuchlerisch alles ausschließe, was mit dem Thema zusammenhänge und den gemeinsamen Nenner suche, immer nur nicke und sich gegenseitig bestätige und den Bart graule. Ich könne mir einfach nicht vorstellen, wie man sich mit solchen Leuten noch an einen Tisch setzen könne.

Kurze Stille.

Ha! Sie sei es doch gewesen, die Anke die Meinung geegigt hätte, als einzige. Und sie lasse sich von mir nicht vorschreiben, wen sie treffe oder nicht treffe. Das stünde mir nicht zu, und sie sei schockiert, wie ich sie sähe. Das habe sie nicht verdient, und sie lasse sich das auch gar nicht gefallen.

Ich wolle ihr den Umgang nicht verbieten, sagte ich, könne das auch gar nicht, aber ich hätte mir nichts anderes vorstellen können, als dass man Anke nach dem, was vorgefallen sei, allgemein ächte.

Natürlich merkte ich den Widerspruch: Dass ich von Britta etwas erwartete, das ich selber nicht erbrachte: nachzuhaken, zu Bernhard zu gehen, ihn zur Rede zu stellen und zur Klärung aufzufordern, reinen Tisch zu machen.

Das gehe jetzt eindeutig zu weit, sagte sie, das lasse sie sich von mir nicht bieten. Außerdem: Gegen Bernhard habe sie nichts und mit Anke im Grunde nichts zu schaffen. Wenn ich sie aber des Verrats bezichtige, dann bitte, dann wolle sie mit mir auch nichts mehr zu tun haben. Sie habe wirklich nicht nötig, sich von mir derartige Vorschriften machen und beleidigen zu lassen.

Wenn sie meine, sie müsse so handeln, dann müsse sie eben so handeln, erwiderte ich.

Gut, dann wünsche sie mir noch ein schönes Leben! sagte sie.

Ich schwieg, ließ sie zuerst aufliegen. Nicht ich wollte derjenige sein, der diesen Schluss sanktionierte.

Ein, zwei Tage schlief ich darüber, dann schrieb ich Britta eine Mail, in der ich alles noch einmal schriftlich fixierte, nichts zurücknahm, ihr aber anbot, mich in Coburg zu besuchen. Ich weiß nicht mehr, ob sie antwortete. Ich erhielt aber eine Mail von Erwin, der mir schrieb, niemand aus der Familie - ich nehme an, es handelte sich um ihn und die drei Kinder - könne mein Verhalten verstehen. Niemand hätte Verständnis dafür. Britta wäre doch immer auf meiner Seite gestanden. Ich las die Mail mehrmals, bevor ich sie löschte.

So überwarfen wir uns. Deswegen kann Britta samt Familie höchstens noch aus Mutters Mund vom folgenden Ereignis erfahren haben:

Wieder waren Erna und ich auf dem Weg in den Urlaub, diesmal nicht an den Bodensee, sondern, wie fast jedes Jahr um diese Zeit, ins Allgäu zum Bergwandern. Es war auch nicht September, sondern Mai. Nach Ernas Arbeitsende am Freitagmittag waren wir gleich aufgebrochen. Am nächsten Morgen wollten wir in aller Frühe weiterfahren. Von Coburg bis Wettringen war die halbe Strecke schon geschafft.

Am Nachmittag hatten wir mit Mutter Kaffee getrunken hinter der Küche auf der Grasfläche, wo früher die Holzlege gestanden und der Küche viel Licht genommen hatte. Jetzt wuchsen am Zaun Fliederbüsche, die weiß und lila blühten, ein Schneeball hatte Dolden angesetzt, und an den Giebel des Backhäuschens schmiegte sich ein Hollerbaum, dessen voller Blütenduft sich mit dem des Flieders mischte, der das lauschige Plätzchen gleichsam überdachte.

Es war ein warmer Tag. Erna wusch am Abend im Freien die Knöpfe, die Mutter ihr geschenkt hatte. Erna hatte sie danach gefragt, sie liebt alte Knöpfe, Stoffe, Möbel. Früher schnitt man sie von den Kleidungsstücken ab, bevor man diese zu Lappen oder Flicker weiterverarbeitete. In Mutters Nähkästchen hatten sie sich angesammelt. Später würde Erna von den Knöpfen welche auswählen für die von ihr gestrickten Jäckchen für unsere beiden Enkeltöchter. Zum Trocknen legte sie die Knöpfe in Reihen auf ein Küchenpapier, das sie über einen Schemel bei der Küchentür in die Abendsonne breitete. Das Bild gefiel mir so, dass ich meinen Fotoapparat holte und das bunte Mosaik fotografierte.

Erna war mit ihren Knöpfen beschäftigt und ich wollte noch mal zum Hofacker, den ich schon gleich nach unserer Ankunft, wie gewohnt, begrüßt und begangen hatte, ging am Backhäuschen entlang, bis zum Garten, den Mutter inzwischen ganz auf- und an Anke abgegeben hatte. Bis vergangenen Herbst hatte sie noch die eine Hälfte genutzt. Ich bog um

die betonierte Terrasse des Hinterhauses, die bis auf je einen großen Blumenkübel an den Außenecken leer war. Es handelte sich sichtlich um zwei Begrenzungspfeiler.

Geräuschvoll öffnete sich ein Fenster und Anke fing an, nervös an ihren Geranien herum zu zupfen.

Da kommt jetzt ein Zaun hin! schoss sie erobst einen Pfeil gegen mich ab.

Wie schön wäre es, könnte man dem Bösen wie Luft begegnen. In diesem Fall glückte es mir, weil ich meinen Ohren erst nicht trauen wollte. Die Szene sprengte wieder mal meine Vorstellungskraft.

Ich bog um den Gartenzaun und am Übergang zum Hofacker musste ich wieder den Stumpf des Birnbaums betrachten. Er war gefällt worden seit meinem letzten Besuch. Wie ich soeben meinen Ohren nicht getraut hatte, so hatte ich heute Nachmittag meinen Augen nicht getraut. Ich hatte Mutter nach meiner Rückkehr ins Haus gefragt, wie man so was machen könne. Sie wusste es auch nicht und schaute bekümmert. Sie hatte in Haus und Hof längst nichts mehr zu bestellen.

Der Baum war nicht krank gewesen, und warum sollte er auf einmal gestört haben? Mir war er vertraut seit Kindesbeinen, schon bei meiner Geburt war es ein ausgewachsener Baum. Grießbirnen, die an den Zweigen hart sind und wenig genießbar, aber sobald sie herabfallen und weich werden, sind sie ein Genuss. Kein Jahr, in dem ich mir im Vorbeigehen nicht welche aufhob. An Ort und Stelle aus der Hand gegessen, sind sie am besten. Wespen, Bienen und andere Insekten fallen darüber her, und sie faulen auch schnell. Die Zeit ihrer Reife ist sehr kurz. Einmal hat Vater welche gesammelt, sie in der Küche in der verbeulten Blechschüssel auf die Anrichte gestellt und ein extra gebasteltes Holzschildchen zwischen die Früchte gesteckt mit der Aufschrift: *Eßt deutsches Obst!* Das fand ich damals witzig.

Der Grießbirnenbaum war nicht nur gefällt, sondern seltsamerweise in Brusthöhe abgesägt worden, was den Eindruck einer Schandtät von völliger Sinnlosigkeit noch verstärkte.

Anke ließ mich nicht aus den Augen, verfolgte, wie ich weiter den Hofacker hinab ging. An einen weiteren Spaziergang war nicht mehr zu denken und ich drehte um und ging zurück. Da sah ich Bernhard um die Hausecke biegen und mir entgegen kommen. Und ich fürchtete, er wolle mich stellen, endgültig vom Hof jagen, und alles ballte sich in mir zusammen. Ich war bereit, ihn notfalls mit körperlicher Gewalt anzugehen, aber er ging stumm an mir vorbei. Wir maßen uns nur kurz mit Blicken.

Anke war auf die Terrasse gekommen, rief, das sei Privatgrund und ich hätte hier nichts zu suchen.

Ich antwortete wieder mit allen möglichen Schimpfworten, nachdem ich gefragt hatte, ob sie jetzt ganz den Verstand verloren hätte.

Und sie sagte, kein anderer, keins von uns Geschwistern, würde hier einfach so vorbeigehen, nur ich. Leo würde das niemals machen.

Ich lachte höhnisch auf und sagte, sie sei doch nicht mehr ganz echt, ein Fall für den Arzt, und griff noch einmal in den Sack mit Beschimpfungen so tief ich nur konnte.

Sie ging geifernd hinter mir her bis zur Grenze des Hinterhauses. Die Niedertracht, die immer glaubt, etwas gewinnen zu können und doch nur verlieren kann, markierte ihr Revier.

Erna hatte das Ende der Szene mitbekommen, war geistesgegenwärtig genug, Anke zu übersehen und mir zu sagen, ich solle mich mit ihr doch gar nicht abgeben. Ich war bleich und zitterte ein wenig. Die Küchentür stand offen, Mutter, die gerade das Abendbrot richtete, kam heraus, und ich sagte, sie könnten sich beide nicht vorstellen, was da gerade Unfassbares abgelaufen sei, berichtete.

Mutter schüttelte fassungslos den Kopf und beklagte so laut, dass es die ganze Welt hören sollte: Liawer Himml, mid woss firr Mensche muss ii doa zamm leewe!

Sie lebte noch genau zwei Jahre im Haus. Wir kehrten wieder mal vom Wanderurlaub aus dem Allgäu heim, wollten Zwischenstopp machen, aber das Haus war verschlossen. Sonntagmittag, weit und breit niemand zu sehen. Ich ging ums Haus, wieder war es Mai, wieder blühte der Holler am Giebel des Backhäuschens und bog sich der weiße und lila Flieder duftend über die jetzt verwaiste Sitzgruppe. Die Hintertür zu, die Küche dunkel. Ich ging zurück zu Erna und wir beratschlagten. Am Hinterhaus zu klingeln, kam nicht in Frage. Sie zog das Handy aus der Tasche, versuchte Britta zu erreichen, niemand meldete sich. Dann probierten wir es bei Angelika. Sie war zuhause und wir erfuhren: Mutter war gestürzt und hatte sich den Oberschenkel gebrochen, lag in Rothenburg im Krankenhaus. Bernhard hatte sie erst Stunden nach ihrem Sturz vor der Wohnzimmertür bei der Treppe gefunden. Wir fuhren ins Krankenhaus, Mutter war wach und guter Dinge, hatte kaum Schmerzen, konnte aber nicht operiert werden, solange die Schwellungen und Blutergüsse anhielten. Wir blieben nur kurz, fuhren nach Coburg zurück. Die Operation verlief gut, sie kam zur Reha nach Ansbach, und anschließend nahm Britta sie zu sich. An ein Alleinleben war nicht mehr zu denken.

So wenig es mir gelungen war, nicht mehr ins Elternhaus heimzukommen nach dem Zerwürfnis mit Anke, so wenig gelang es, mit Britta keinen Kontakt mehr zu haben. Jeder Besuch bei Mutter in Brittas Haus kostete mich Überwindung. Allmählich, von Besuch zu Besuch mehr, näherten wir uns wieder an. Alles, was mit dem Elternhaus zusammenhing -

unsere Kindheit, die Erziehung, die Beziehungen zwischen uns Geschwistern, das unerschöpfliche Thema Vater -, sonst zentraler Bestandteil unserer Unterhaltungen, auch im Dreiklang mit Mutter, wurde zum Tabu. Fettnäpfchen, die wir geflissentlich umgingen. Ausgesprochen haben Britta und ich uns nie.

Der Gott des Schweigens - ihm huldigen wir und liegen vor ihm auf den Knien.

Ein Filmchen in Endlosschleife, das mich heimsucht: Ein Spieler mit Ball am Fuß bewegt sich vom eigenen Strafraum weg und alle schauen zu, keiner greift ein, wenigstens nicht entscheidend, man lässt ihn laufen, scheut den Körperkontakt, meidet das Foul, beachtet die Regeln, keiner packt die Blutgrätsche aus, jeder fürchtet den Platzverweis, und am Ende wundert man sich und guckt dumm aus der Wäsche, weil der Gegner ein Tor schießt.

Und wenn ich so zurückdenke, muss ich mir eingestehen: Immer habe ich versucht, daheim die Kurve zu kriegen, geschafft aber hab ich es nie.

Otto hatte meine Erzählung akzentuiert mit Ausrufen wie: Oha! Pwww! Mei-o-mei! Ja dann! O-hohoho! Das genügte mir als Resonanz und Begleitmusik und wir wendeten uns wieder den anderen zu.

Aus der Wirtsstube kam ein Nachbar, der, lange nachdem ich weggezogen war, in die Verwandtschaft eingehiratet hatte und den ich nur vom Sehen kannte. Er setzte sich zu mir. Ein freundlicher, studierter Mann aus der Großstadt. Eine lange Weile unterhielten wir uns über Dinge, die sicherlich die Welt bewegen, heute aber nicht mich. Auch mein literarisches Schreiben war kein Thema, das mich locken konnte. Mir kam vor, es liege Jahre zurück und ich müsste es erst wieder ausgraben.

Das Gespräch begann sich zu erschöpfen, der Platz zu meiner Rechten wurde wieder frei. Erwin kam heraus und setzte sich. Ich fragte ihn, ob man drinnen schon in gehobener Stimmung sei.

Es sei halt wie immer, nur bei ihm nicht. Mutter habe schließlich längst zur Familie gehört und er habe ihr Ende ja miterlebt.

Ich nickte. Es war ihm anzusehen, wie nahe ihm Mutters Tod ging. Erwin war der Schlüssel dafür, dass Mutter nach ihrem Sturz nicht ins Heim musste. Seine fraglose Unterstützung und Fürsorge machte es Britta erst möglich, Mutter bei sich aufzunehmen. Ohne ihn hätte sie auch nie durchgehalten.

Erwin und Britta blieb auch die ganze Nachsorge. All das, was anzuordnen und zu tun war nach einem Todesfall im Haus. Erwin konnte noch immer nur den Kopf schütteln über die Bürokratie, die ihnen entgegengeschlagen war. Der Bestatter musste den Leichnam von Baden-Württemberg, wozu R. gehört, nach Bayern überführen, und das ging nicht so ohne

Weiteres, man musste dafür erst eine Genehmigung beim Amt einholen. Dass merr kenn Doade iwwerd Grenz schmuggld, lachte Erwin sarkastisch auf.

Vorher hatten sie schon Schwierigkeiten gehabt, einen Arzt aufzutreiben. Der Hausarzt war im Urlaub, seine Vertretung weigerte sich zu kommen, sie mussten Telefonate führen, bis sich ein Arzt fand, der sich zuständig fühlte und erbarmte, die Tote in Augenschein zu nehmen und den Totenschein auszustellen. Da waren seit Mutters Tod bereits Stunden vergangen.

Ich fragte Erwin, wie er Mutters letzte Tage erlebt hätte.

Es sei zusehends weniger geworden mit ihr, die Pflegerinnen der Diakonie, die täglich ins Haus kamen, hätten ihnen ein Merkblatt in die Hand gedrückt für den Umgang mit Sterbenden. Darin stand, was sie selber beobachtet hatten. Alles traf auf auch Mutter zu: dass die Sterbenden nichts mehr essen wollten, in sich gekehrt wären ... Die Pflegerinnen mit ihrer Erfahrung hätten die Zeichen schon vor ihnen richtig gelesen.

Erwin zog sich wieder zurück, und es dauerte nicht lange, da kam Britta und setzte sich neben mich. Wie schon bei Erwin wunderte mich, dass sie meine Nähe suchte. Wir sprachen uns zum ersten Mal, seit ich sie auf die Nachricht von Mutters Tod hin zurückgerufen hatte.

Damals - dieses Wort stimmt, denn es schienen Ewigkeiten seither vergangen - meldete ich mich nur mit: Iich bins.

Kleine Pause.

Ja, si is doad. Ein sprunghafter Lacher folgte.

Ja, sagte ich.

Kleine Pause.

Und? Erzähl, sagte ich.

Gestern Abend war Mutter sehr unruhig gewesen, sie gab an, Bauchschmerzen zu haben. Britta antwortete, sie solle mal was trinken, aber sie wollte oder konnte nichts trinken. Es sei ihr alles so fremd, sagte sie. Britta hat sie dann hingelegt und sie war wieder ruhig geworden. Nachts hat sie nichts von Mutter gehört. Auch am folgenden Morgen war es still im Zimmer und sie entschloss sich, erst ihren Gang mit dem Hund zu machen. Dann war es kurz vor neun und sie ging auf dem Rückweg zu Erwin ins in einem Nebengebäude gelegene Büro. Erwin hatte Mutter gehört gehabt, war deshalb beruhigt gewesen und hatte nicht ins Zimmer geschaut. Gemeinsam mit den Pflegerinnen, die gerade in den Hof gefahren kamen, ging Britta ins Haus. Sie öffneten Mutters Zimmertür, und da lag sie im Bett auf dem Bauch. Britta sah gleich, dass sie tot war. Sie war nackt, hatte die Kleider von sich gestrampelt, irgendwie hatte sie es geschafft, sich auch der Windel zu entledigen, und sie lag auf der ganz anderen

Seite als sonst. Sie war noch warm, also war der Tod erst kurz vorher eingetreten. Sie drehten sie dann wieder auf den Rücken ...

Ich fragte Britta nach ihrem Befinden, und sie sagte, Mutters Tod sei immer noch unwirklich, sie ertappe sich dabei, zu ihr gehen zu wollen, um ihr Saft zu bringen, ihr die Arznei zu geben, sie zum Essen zu holen. Alle Handlungen, die seit Jahren zu ihrem Alltag gehört und ihn bis ins Kleinste bestimmt hätten, hätten sich auf einmal aufgelöst, und sie spüre schmerzlich die Lücke. Sie mache sich auch immer wieder Vorwürfe, weil sie so oft ungeduldig und manchmal unleidlich gewesen sei ... Und als sie jetzt mit ihrem Hund durch den Wald gestrichen sei, wäre bei ihr der Jammer ausgebrochen und sie habe Mutter sagen hören: Ach, Madle, du haschd doch alles firr mii gmachd ... Trotzdem, das helfe ihr nicht allzu viel ...

Britta standen die Tränen in den Augen, und ich sagte, dass es ja auch so gewesen sei. Sie hätte getan, was in ihrer Kraft gestanden hätte. Und es sei ja gut so, wie es nun gekommen sei. Mutter habe ja grade noch rechtzeitig den Absprung geschafft. Sie sei sich selber ja stetig mehr verloren gegangen,

Britta bejahte. Die Pflegerinnen hätten sie auch gefragt, ob sie nicht eine größere Pflegestufe beantragen wollten. Mutter wollte nicht mehr aufstehen. Und wenn sie einmal bettlägerig geworden wäre ...

Brigitte, die Brittas Tränen sah und vielleicht auch etwas vom Gespräch aufgeschnappt hatte, sagte entschuldigend, da würden sie sich so angeregt unterhalten und gar keine Rücksicht nehmen auf unsere Gefühle.

Britta und ich waren uns einig: Es sei schon in Ordnung, es sei schon gut so.

Und von da sprang das Gespräch auf den ganzen Tisch über. Britta erzählte von Mutters wachsender Vergesslichkeit: Vor ein paar Tagen habe Mutter am Morgen ihr die Hand gegeben mit den Worten: Herzliches Beileid. Und Britta habe sie gefragt, wofür denn? Der Opa sei doch gestorben ...

Dazu fiel Otto etwas ein. Er erzählte von Luis (ich habe ihn seine Mutter noch nie anders als Luis nennen hören und seinen Vater Hermann). Als sie in ihren letzten Tagen auf der Intensivstation gelegen habe, hätte sie im Delirium Scherze gemacht und Witze gerissen oder eben Sachen gesagt, die absolut witzig gewesen seien und wie schon von einer anderen Welt. Selbst Hermann hätte lachen müssen und sei ein bisschen herausgerissen worden aus seiner völligen Niedergeschlagenheit. Es seien hilfreiche und eigentlich schöne und am Ende noch einmal einigende Momente zwischen ihnen entstanden.

Ich fand es an der Zeit, mich Brigitte zuzuwenden. Wir waren Nachbarskinder, sie ist allerdings über sechs Jahre älter als ich. Ihr Elternhaus liegt unserem schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite. Als Kind passte sie öfter auf meine Schwestern auf, und ich gesellte mich dann gerne dazu. Liesi ist, wie gesagt, ihre Freundin von Kindesbeinen an. Als Teenager schwärmten sie für Beatmusik, die neueste Mode, trugen skandalträchtige Miniröcke und himmelten Mick Jagger an. Das einzig Sichere an ihrem Zuhause für sie war, dass sie ausbrechen wollten. Wie Liesi ging auch Brigitte als Au-pair-Girl nach England. Nach ihrer Rückkehr lebte sie in München, nahm Jobs an, arbeitete als Sekretärin, bewegte sich in der Musikszene. Ihr lückenloses Englisch dürfte ein Schlüssel gewesen sein. Sie erzählte einmal die Anekdote, wie sie mit Freunden und Rod Stewart zusammen in einem Lokal gesessen hätte, und auf einmal sei der große Rockstar mit einer ihrer Begleiterinnen unter dem Tisch verschwunden, es habe gerumpelt und gebebt, abgeschirmt von der Tischdecke und den Beinen der auf den Stühlen Verbliebenen. Dann sei das Liebespaar wieder aufgetaucht und hätte sich ohne Umstände wieder in die Gemeinschaft und das Gespräch eingegliedert. Von ihrer offenbar wilden Zeit in München erzählte sie sonst wenig, hielt sich bedeckt, und ich bohrte nicht nach. Klar schien aber, dass es besser für sie gewesen war, vielleicht sogar ihre Rettung, München den Rücken gekehrt zu haben und in den Schutz ihres Elternhauses zurückgekehrt zu sein.

Das war Anfang der 1980er Jahre. Ihr Vater war da schon lange tot, er starb am Geburtstag meiner Mutter, mit achtundsechzig Jahren, Opa neunzehn Tage später, nur dass der schon neunzig gewesen war. Brigittes Vater war einer der beiden Dorfschmiede und ruinierte seine Gesundheit bei der Arbeit. Immer öfter stand er vornüber gebeugt vor der Schmiede, die Hände auf den Knien, hustete, spuckte und rang nach Atem. Das hinderte ihn nicht daran, den Kindern, die vorbeikamen, zuzulächeln und sie anzusprechen. Er war kinderlieb und ich hielt mich zeitweise in der rußigen Schmiede im Feuerschein der Esse bei ihm auf und schaute bei der Arbeit zu. In der Frühe machte sein Hammer auf dem Amboss oder auf einem Blech immer wieder dem Haushahn Konkurrenz in seiner Funktion als Wecker. Er war der erste im Dorf, der ein Auto besaß. Ich erinnere mich noch gerne an den lichtgrauen Opel Olympia, mit dem er, hilfsbereit und gesellig, wie er war, auch Leute chauffierte. Gut möglich, dass er Mutter mit mir im Bauch ins Krankenhaus fuhr, als sie Schmerzen und Fieber bekam, und dass es seine Limousine war, die mich Tage später heim schaukelte in Mutters sicheren Armen.

Brigittes Vater taucht nicht erst in dieser, vielmehr schon in früheren Erzählungen von mir auf. Bereits in meinem ersten Buch "Der Abgang" lasse ich ihn den Dorfschmied spielen, der

aus dem Klo der Lehrerin im Schulhaus zwei Paar Würste, die verschmähte Schlachtschüssel, Gabe eines Bauern, herausangelt, die die junge Frau, der davor graute, so entsorgen wollte, die aber das Rohr verstopft hatte. Er und sein Opel Olympia ziehen sich gewissermaßen als lichtgrauer Faden durch mein Werk. Anfang der 60er Jahre expandierte er, ließ eine Tankstelle einrichten. Ich sehe noch die rotweißen Tanksäulen vor mir mit dem roten Karo und dem Schriftbalken: GASOLIN. Das hörte sich nach einem Zauberwort an. Die Tankstelle sorgte dafür, dass die damals noch raren Autos in unserer Seitenstraße vorbeikamen und aus der Nähe zu bewundern waren. Zudem eröffnete er einen Eisenwarenhandel mit Fahrradverkauf und im Erdgeschoss des Wohnhauses ein Haushaltswarengeschäft, das Brigittes Mutter führte. Dort gab es alles, was man sich vorstellen konnte, vom Einmachgummi über Fliegenklatschen, Gießkannen, Küchengeräte, Geschirr bis hin zu Spielzeug und den Plastikbällen, von denen ich einen großen Verschleiß hatte. Sogar mein erstes selbst gekauftes Buch stammte von da. Ich werde den Titel nie vergessen: "Wölfchen, Knall und Bollermann" hieß es. Brigittes Mutter wies mich darauf hin, als ich einen neuen Ball holte: das wäre doch auch was für mich, und ich ging heim und fragte Mutter nach dem Geld und überraschenderweise gab sie es mir. Und vor dem Haus stand im Rasen unter der einzelnen Birke ein ganzes Volk von Gartenzwerge in allen möglichen Ausführungen, vom singenden Harmonikaspieler bis zum Pfeife rauchenden Jäger mit Hund, deren Doppelgänger oder Zwillinge drinnen zum Verkauf angeboten wurden. Hätte man mir einen schenken wollen, hätte ich mich schwerlich für einen entscheiden können. Am liebsten wollte ich alle! Brigitte lebte in diesem märchenhaften Eldorado und war beneidenswert. Überdies schaute sie auch noch aus wie das Schneewittchen im Bilderbuch.

Nach ihrer Rückkehr aus München freundeten wir uns neu an. Im Sommer trafen wir uns öfter am Badensee. Otto und Brigitte verschauten sich ineinander. Otto ist zehn Jahre jünger als sie, war damals ein Energiebündel, mit einem wie gemeißelten Körper, er trainierte wie besessen, als müsse er dauernd irgendetwas herausschwitzen, machte Taekwondo, brachte es in dieser Kampfsportart ziemlich weit. Außerdem schien er wie mit seiner Enduro verwachsen, brettete mit ihr durchs Dorf und überwand fast jedes Gelände.

Wie man am - einzigen - Sohn spart und ihn klein hält, konnte man von seinen Eltern lernen: Als Kind schnitt Hermann ihm selber die Haare und fast bis auf die Kopfhaut, und er musste die Schuhe, aus denen Marga herausgewachsen war, auftragen. Oft sah man ihn in Strumpfhosen und kurzen Hosen. So machten ihn die Eltern zum Gespött. Otto hatte seine eigene Art, damit umzugehen und sich zu wehren. Er hielt seinen geschorenen Kopf hin und rief: Hau drauf, mir mecht dess nix aus! Und ließ sich mit zusammengebissenen Zähnen auf den

Kopf schlagen und triumphierte, weil er die Hiebe wegsteckte als wären sie nichts und sein Kopf aus Stahl. Ich sehe mich noch aus dem Schlafzimmerfenster springen, wenn er auf dem Heimweg von der Schule bei uns vorbei kam, und ihn verhauen. Er hatte es sich selbst zuzuschreiben und verdient, weil er mir, sobald er mich nur von Weitem sah, den verhassten Spitznamen "Bürzel" nachrief, mit dem Vater mich auf Dauer erniedrigt und gebrandmarkt und der sich unter den Dorfkindern wie ein Lauffeuer verbreitet hatte.

Über diese zeitweise kindliche Feindschaft waren wir lange hinweg, und jeder versuchte sich auf seine Weise vom Elternhaus zu emanzipieren. Während ich mit der Volljährigkeit auszog, blieb Otto auch nach der Schulzeit daheim wohnen. Er wusste nach dem Abitur nicht, was anfangen. Auf keinen Fall einen Schreibtischjob übernehmen, auf keinen Fall studieren! Etwas mit den Händen schaffen, die Körperkraft einsetzen, etwas herstellen, das man sehen und anfassen kann und sich dabei verausgaben - so stelle ich mir seine Beweggründe vor. Er lernte Zimmermann. Und Brigitte mochte die treibende Kraft gewesen sein, dass er später doch noch studierte: Architektur.

Er baute in Brigittes Elternhaus das Dachgeschoss aus, setzte eine große Gaube aufs Dach, so dass Licht in den offen und großzügig angelegten Wohnraum strömen konnte. Sie heirateten, Brigitte bekam eine Tochter, Bianca, die ungefähr ein Jahr jünger ist als unsere Laura. Die beiden Kinder spielten oft zusammen und ein Besuch bei Brigitte gehörte zum festen Programm meiner Heimataufenthalte.

Otto arbeitete erst als Angestellter, später eröffnete er in Rothenburg ein Architekturbüro und nahm sich dort eine Zweitwohnung. Er brauchte seine Freiräume. Ihn zu sehr einschränken oder gar gängeln zu wollen, war sinnlos. Besser, man ließ es gleich sein. Er musste immer aus- und aufbrechen, setzte sich ins Auto oder aufs Motorrad, haute ab, brauste davon. Wenigstens für ein paar Stunden oder bis zum Morgen, wenn das Schlachtfeld der Arbeit ihn wieder rief und zu Höchstleistungen herausforderte. Wir haben uns die letzten Jahre fast aus den Augen verloren, nur ab und zu senden wir uns ein Lebenszeichen, überwiegend in Mundart gehaltene witzig-scurrile Botschaften. Ich nehme aber an, seine Struktur hat sich wenig verändert. Ich kenne kaum einen anderen Menschen, dessen Augen so von Witz, Begeisterung und Lebenshunger sprühen können.

Brigitte führte nach dem Tod ihrer Mutter das Ladengeschäft weiter, die Zeiten waren aber längst vorbei, da die Leute dort noch ihr Geschirr, Essservice, ihre Weihnachts-, Hochzeits- oder Konfirmationsgeschenke kauften. Fast in jedem Haus gab es inzwischen ein Auto, und die Kaufhäuser in der Stadt waren billiger, hatten neuzeitlichere Ware, und bald war das Internet die Alternative auch zu festen Öffnungszeiten. Diese störten Brigitte allerdings auch,

sie ist eher eine Eule als eine Lerche, und am Vormittag brauchte man ihr mit Besuchen nicht zu kommen. Der Vergleich mit Eule und Lerche wirkt in Bezug auf sie zugegebenermaßen etwas deplaziert. Die Natur ist nicht ihr Terrain. Zu Fuß begegnete man ihr selten im Dorf, meistens sah man sie im Auto auf dem Weg zur Stadt. Zu ihr hatte ich nach Mutters Sturz und meinem Fernbleiben vom Dorf keinerlei Kontakt mehr gehabt.

Vom Laden war sie sowieso finanziell unabhängig und ihre Versuche, mit modernem Geschirr und dekorativen Gegenständen jüngere Leute anzusprechen und in den Laden zu locken, waren auch nicht von großem Erfolg gekrönt.

Am Morgen sah ich im Vorbeifahren, dass die Schaufenster mit Folien abgeklebt waren, die den Anschein von Milchglas erzeugten, im breiten Spalt unterhalb waren aber noch Waren zu sehen. Ich fragte Brigitte, ob sie den Laden unterdessen geschlossen habe.

Die Öffnungszeiten stünden zwar noch an der Tür, Einheimische kämen aber keine mehr. Manchmal würden noch Fremde klingeln, die etwas aus dem Schaufenster sehen wollten oder hofften, Raritäten zu finden und Schnäppchen zu machen oder auch nur neugierig waren auf den inzwischen aus der Zeit gefallenen, bald musealen Laden. Sie habe nun aber nach Mutters Tod die Schaufenster geputzt. Sie habe sich wieder erinnert, wie Mutter einmal am Haus vorbeigekommen sei und zu ihr gesagt hätte: Sou, bischd e weng bomm Fenschderbudze. Durch diese unschuldige, freundliche Bemerkung, gewiss ohne jeden Hintergedanken geäußert, fühlte sie sich damals aber wie ermahnt und erwischt bei ihren Versäumnissen und häuslichen Unzulänglichkeiten, und sie habe jetzt nicht nur die Schaufenster geputzt, sondern für Mutter auch noch neue Sachen in ein Fenster gestellt.

Erna wollte wissen: Was denn?

Ich kam Brigittes Antwort zuvor und sagte: Woss hald sou rumgstande is.

Wir lachten.

Brigitte sagte: Na ja, sie habe halt so ... führte es aber nicht aus und machte lachend eine unbestimmte Geste.

Dabei beließen wir es. Es gehörte wohl auch nicht hierher, war ein intimer Vorgang hinter dem zugeklebten Schaufenster gewesen. Ich aber war gerührt.

Als hätte unser Lachen sie angezogen, kamen die Sargträger heraus. In Wirklichkeit waren sie aber die ersten, die aufbrachen. Struppi, Roland und sein jüngerer Bruder Dieter. Wer war der vierte gewesen? Ich weiß es nicht. Während sie den Sarg trugen, hatte ich kein Auge für sie, erst jetzt wurden sie wieder zu Individuen und ich nahm wahr, dass *sie* es gewesen waren, die Mutter aus der Kirche getragen hatten, zu ihrer Grabstätte, den Sarg auf die Bretter

gesetzt, ihn an den Seilen hinab gelassen hatten. Vielleicht stand mir jeder der drei noch nie so nah wie gerade jetzt.

Struppi ist mein Jahrgang. Sein Vater war Arbeiter, die vielköpfige Familie zog erst ins Dorf, als ich schon in die zweite oder dritte Klasse ging. Der Spitzname kommt von seinem Hündchen, einer kleinen, wuscheligen, schmutzigweißen Promenadenmischung, die er schon ins Dorf mitbrachte und mit der er unzertrennlich war. Struppi wurde bald der Anführer unserer feindlichen Bande, sein Hündchen eines der wagemutigsten Mitglieder und eine scharfe Waffe. Es musste viel erdulden: Verhöhnungen, Steinwürfe, Fußtritte, und sein Herrchen konnte zum Berserker werden, wenn man ihn ins Visier - zum Beispiel auch mit der Steinschleuder - nahm und ihm etwas antun wollte. Struppi hätte vielleicht auch zu unserer Bande gepasst und gehören können, aber dann hätten wir ja keinen adäquaten Gegenspieler gehabt. Bei mir in der Bande waren schon mein bester Freund Heinz und Quito, Sohn einer italienischen Gastarbeiterfamilie, die unlängst in ein Haus unweit unseres Hofackers gezogen war. Quito war allein schon unverzichtbar wegen seines Draufgängertums und seinen gefürchteten Spuck- und Beißattacken. Und da unser Jahrgang nicht gesegnet war mit Buben, hatte eh jede Bande nur drei bis fünf Mitglieder. Die Zahl konnte variieren, es gab Gefangene, Überläufer, und natürlich versuchten wir die Abwerbung von Haudegen, die andererseits keine Führungsansprüche stellten. Das war gesuchtes Personal. Struppi gehörte nie zu uns, er war und blieb unser wichtigster und treuester Feind.

Das galt aber nicht für den Fußball. Er war ein kleiner, wendiger, trickreicher Flügelstürmer mit Zug zum Tor und einer der ersten, die ich ansprach, als ich den Sportverein im Dorf gründen wollte. Das war in den 70er Jahren. Es war noch nicht lange her, dass Erna und ich nach Würzburg gezogen waren. Wir bewohnten am äußersten Stadtrand ein Einzimmerappartement im neunten Stock eines neu errichteten Hochhauses. Erna machte das Abitur und ich hatte angefangen, zu studieren, mit weniger als halber Kraft, im Bewusstsein, dass ich nie Architekt werden würde. Ich wollte irgendwann Bücher schreiben und vernachlässigte jeden Gedanken an eine geregelte Arbeit, einen sozusagen sicheren Beruf. Wir brauchten aber das Bafög zum Leben, also studierte ich oder tat, solange es ging, als studiere ich. Einen beliebigen Job zum Geldverdienen anzunehmen lag mir fern. Aber Fußball spielen wollte ich wieder. Meine Krankheit, die Herzmuskelentzündung, hatte meine erträumte Karriere beendet, nun war ich aber wieder gesund, und es drängte mich zurück zum Spiel und auf den Platz. Sollte ich mich in Würzburg einem Verein anschließen oder einem Verein in der Heimat, vielleicht wieder an die Zeit in Insingen anknüpfen, wo ich vor der Krankheit in der Jugend gespielt hatte, noch Leute kannte, bestimmt freudig aufgenommen

werden und schnell wieder Anschluss finden würde? Wir fuhren ja sowieso jedes Wochenende heim. Reizvoller und mich schnell in den Bann ziehend war aber die Vision, in Wettringen einen Verein zu gründen. Die Bedingungen schienen ideal: Den Sportplatz am Bierkeller hatte die Gemeinde, unter der Federführung des Bürgermeisters, meines Onkels Gorch, vor wenigen Jahren planieren, auf die üblichen Fußballplatzmaße vergrößern, mit dem besten Rasen einsäen und mit neuen Toren versehen lassen. Der Platz schien nur auf uns Spieler zu warten. Und die Spielernamen für eine zugkräftige Mannschaft flogen mir zu, waren auf einem Zettel in Windeseile notiert. Ich sah die Chance für die Erfüllung eines alten Kindheitstraums. Auch unser Hofacker hatte die Maße eines Fußballfeldes, und oft stellte ich mir Tore darauf vor und Mannschaften, am Seitenrand jubelnde Zuschauer, Fähnchen und Fahnen schwenkend, und auch andere Buben, die mich besuchten und mit denen ich auf dem Hofacker häufig Fußball spielte, träumten von diesen Toren, Mannschaften, Zuschauern mit Fähnchen und Fahnen und einem Fußballverein im Dorf. Es war ein kollektiver Traum. Mag sein, ich träumte ihn am stärksten.

Diesen Verein hatte es nach dem Krieg noch gegeben. Vater spielte mit. Als Spielfeld wurde aber nicht der Sportplatz am Bierkeller genutzt, sondern, in Sichtweite davon, jenseits der Straße nach Gailnau, eine Wiese, die ein Bauer freundlicherweise zur Verfügung gestellt hatte. Warum man den schon vorhandenen Platz nicht bespielte, ist mir ein Rätsel, und es gibt niemanden mehr, der es auflösen könnte. Von diesem ehemaligen Spielfeld existiert - außer natürlich die Wiese selbst - keine Spur mehr, nur noch der Flurname "Sportplatz", der sich eingebürgert hat. Es handelt sich um ein zu einem Bächlein hin sacht abfallendes Gelände, und in meiner Jugend erzählten die noch dabei gewesenen Älteren in der Wirtschaft schmunzelnd, wie die Mannschaften die eine Halbzeit bergauf, die andere bergab hätten spielen müssen. Mutter erzählte, Vater sei solch ein begeisterter Spieler gewesen, er habe es selbst am Tag nach ihrer Hochzeit nicht lassen können und sei auf dem Platz gestanden. Ich wollte wissen, in welcher Position. Vorre, im Sturm, sagte sie. Mein Verhältnis zu Vater war seinerzeit schon gestört und ich fragte nicht ihn. Der Verein, so die Legende, löste sich auf, als eines Tages die Tore nicht mehr da waren. Die Insinger hätten sie über Nacht gestohlen und bei sich aufgestellt. Beweisen hätte man freilich nicht können, dass es sich um die Wettringer Tore handelte. Die Insinger hätten dann ihrerseits einen Verein gegründet, und wir Wettringer - wie später auch Leo und ich - hätten von nun an beim SV Insingingen mitgespielt. Das alles klingt ein bisschen märchenhaft, und man könnte an der Existenz des Wettringer Vereins überhaupt zweifeln, hätte es nicht ein Beweisstück gegeben: das Trikot von Vater, blau-weiß längsgestreift, das ich noch in Würzburg als Nachthemd benutzte, bis es immer

fadenscheiniger wurde, Löcher bekam und die Nähte aufplatzten. Erst als es ein Fetzen war, warf ich es schweren Herzens weg.

Ende der 60er Jahre gruppierte sich unter dem Dach der Landjugend noch mal eine Mannschaft im Dorf. Ein paar Jahre lang fanden Begegnungen und Pokalturniere statt mit anderen Landjugendmannschaften aus der näheren Umgebung, und obwohl ich erst zwölf oder dreizehn war, durfte ich mit den Sechzehn- bis Achtzehnjährigen mitspielen, weil man mich als Verstärkung sah. Diese Elf bildete später den Grundstock für den von mir initiierten Verein. Aber schon als vielleicht Zehnjähriger bin ich mit dem Rad in die Nachbarortschaften gefahren, sprach Buben auf der Straße an und machte Spiele aus. Einmal hat mich Helmut, der beste Spieler aus unserem Nachbardorf Gailnau, mit dem ich mich angefreundet hatte, sozusagen eingekauft, wir setzten sogar einen Vertrag bei ihm daheim auf, von dessen Inhalt ich keinen Schimmer mehr habe. Wir spielten gegen Östheim. Die Östheimer witterten etwas, meinten, ich sei gar kein Gailnauer, was wir abstritten, und das Gegenteil konnten sie nicht beweisen. Sie traten nur unter Protest an. Wir gewannen 16:0 und ich schoss zehn Tore. Es blieb aber mein einziger Auftritt als Legionär.

Anders als jener Vertrag war der Verein keine Eintagsfliege. Es gibt ihn immer noch. Bei mir waren alle Drähte zusammengelaufen. Wenigstens einmal im Leben war ich der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Es entstand eine Art energetisches Zentrum, das Leute anzog, auch solche, mit denen ich nie gerechnet hätte, und gerade die kristallisierten sich als die treibenden Kräfte heraus. Auch Struppi war ein Faktor und ist es vielleicht heute noch. Im Älterwerden hatte er mit Carola, seiner Frau, angefangen, Marathon zu laufen, sie nahmen auch an offiziellen Läufen teil, und ich wollte wissen, ob Struppi immer noch aktiv sei.

Ja, awwer nimmi sou -, sagte er.

Struppi schwenkte sofort zum Sportverein, er ist immer das erste und bestimmende Thema, wenn wir zwei uns - meist zufällig - treffen. Sie hätten sich drinnen unterhalten, ob Leo und Gorchi von Anfang an mit von der Partie gewesen wären, er hätte geglaubt und behauptet, die beiden seien erst später dazu gestoßen. Aber Leo, der Bruder, und Gorchi, der mir nahe stehende Kuseng, mit die begabtesten und wichtigsten Spieler, waren auf meiner Liste ganz oben gestanden, und ich sagte, natürlich hätten sie von Anfang an dazu gehört. Es gäbe ja auch ein Beweisfoto, das Bild, das von der Gründungsmannschaft gemacht worden war vor unserem ersten Spiel überhaupt, dem Freundschaftsspiel gegen Gebattel. Hebbder dess Bild nidd irchndwua henge? fragte ich.

Doa hoggder ja aa, derr Gründer! rief Roland dazwischen, als müsse das wieder einmal laut hervorgehoben werden.

Und Dieter antwortete: Nein, aber von *mir* hänge ja ein Bild im Vereinsheim.

Woss, dess gibbds immer noch? sagte ich. Man hatte mich vor Jahren darum gebeten, und ich hatte mich in unserem Coburger Garten vor den Selbstaumlöser gestellt, mit dem Efeu im Hintergrund.

Dess muss doch underdesse scho vergilbd sei und wellich. Dess kennder langsam oohenge.

Nix doa, dess bleibd. Dieter übernahm den scherzhaften Tonfall, den ich angeschlagen hatte.

No, vo mir aus, sagte ich und fragte, wie es um den Verein denn stehe, erfuhr, man habe inzwischen eine Spielgemeinschaft mit Insingen gebildet, die kleinen Vereine würden ja kaum mehr für sich eine schlagkräftige Mannschaft zusammenbringen.

Und, dauchder woss? Mein letzter Stand war, dass sie in der untersten Klasse herum krebsten. Jetzt hörte ich aber, sie hätten zwei Aufstiege hinter sich.

Ich zeigte mein anerkennendes Staunen. Ich bekäme ja nichts mehr mit, sagte ich und dachte daran, wie jedes Mal, wenn ich Mutter besucht hatte, mein erster Blick in die Montagszeitung dem Ergebnis vom Wochenende und dem neuesten Tabellenstand gegolten hatte.

Die drei hatten sich nicht gesetzt, Struppi lehnte hinter mir an der Brüstung der Terrasse. Er und Dieter verabschiedeten sich ohne viel Aufhebens, so als würden wir uns morgen schon - zufällig - wieder sehen.

Roland blieb noch. Er war zu meinen Sportvereinszeiten einer meiner Kartelbrüder. Beim Schafkopf waren wir in unserem Element. Und wir hatten immer viel Spaß zusammen. Noch heute fehlen mir diese oft ausgelassenen Abende und Nächte zuweilen. Er bewohnt das Häuschen gegenüber von Schule und Pfarrhaus, das einst die Zahnarztpraxis beherbergte. Er hat das schöne Fachwerkhäuschen nach seinen Vorstellungen ausgebaut. Es gehörte zum elterlichen Hof, den Dietmar übernahm.

Ich fragte: Kardld ihr noch?

Ach woss, erwiderte er, scho lang nimmi. Ess gedd ja nix mehr zamm.

Es gibt außer dem Gasthaus, wo wir uns gerade befanden, keine Wirtschaft mehr im Dorf. Früher waren es vier, und wenn man daheim aus dem Haus ging und rechts die Straße hinab und alle abklapperte reihum, kam man von links wieder zurück, nicht mehr ganz so standfest, versteht sich.

Es sei ja nichts mehr los. Eine Katastrophe. Awwer irchndwoss machi noch. Dess kou nidd sou weidergeah. Ihr werdd noch vo mir heare. Er tanzte vor unseren Augen auf der Terrasse

herum als auf seiner Bühne, und wir waren ein dankbares Publikum. Nix Schlimms. Nidd dass er mi falsch verstehend, sagte er, einen Schritt vortretend und uns die Hand als ein Stoppschild entgegen streckend. Awwer irchndwoss muss doa noch bassiere. Ihr werdd noch vo mir heare, wiederholte er in herausfordernder Haltung, und wir alle mussten bei der Aufführung lachen. Herrgodd nochemoll, so ein Niedergang. Dess is doch ke Dorfleewe mehr. Dess is doch e Schand. Und noch einmal: Ii mach nix Schlimms. Nidd dass er glabbd ... Ii waaß bloaß nonni, woss...

Leschd ke Bombe hoach geah? fragte ich. Und ke Selbschdverbrennung midde uffm Margdbladz?

Naa, dess nidd. Awwer ihr heard noch vo mir, meine Damen und Herrn. Aamoll dauchi noch auf. Ann Drumfb howwi noch ...

Wi wärs mid e boar Baame umseeche? Denn ich wusste, dass er eine Zeitlang für eine Firma arbeitete, die Baumpflegearbeiten machte, und er angeseilt mit der Säge bis in die Schwindel erregenden Wipfel hinauf klettern musste.

Ou, sei ruich, sagte er, zog den Kopf ein, schüttelte die gespreizte Hand vor dem Körper, als hätte er sie sich verbrannt und riss die Augen weit auf. Dess is fei scho moll ... Puh ...

Wir alle am Tisch lachten, und er tanzte grinsend von uns weg, legte einen wunderbar inszenierten, heiteren Abgang und Abschied aufs Parkett.

Für mich war dieser Auftritt eine Offenbarung. Ja, Roland, setz noch ein Fanal!

Das Gespräch kehrte zu Mutter zurück. Brigitte erinnerte sich, von Mutter, weil sie immer auf meine kleinen Schwestern aufpasste, beschenkt worden zu sein mit schönen Schürzchen, wirklich sehr schönen Schürzchen. Sie erinnere sich noch genau: Das eine sei gelb gewesen ...

Und ich fragte sie, ob Mutter sie selber genäht hätte?

Nein, es seien gekaufte gewesen.

Und ich meinte, gekauft wahrscheinlich beim Knausenberger, unserem - auch das längst Geschichte - Schreibwarengeschäft am Marktplatz, das zusätzlich eine kleine Abteilung für Kleider und Kurzwaren hatte.

Konn sei, sagte Brigitte, und mir kam es so vor, als ob meine Annahme eine Enttäuschung für sie war. Hatte sie sich vorgestellt, Mutter sei extra, um ihr diese wunderbaren Schürzchen zu kaufen, die es im Dorf nirgends geben konnte, in die Stadt gefahren? Und wer weiß, vielleicht hatte Mutter sie wirklich bei einem der seltenen Einkäufe in der Stadt besorgt, um Brigittes Stellung im Reich der Schönheit Genüge zu tun, sie nicht zu enttäuschen und ihre Motivation als Kindshüterin (Kindsmaad) aufrecht zu erhalten oder sogar noch zu stärken. Wie auch immer: Mutter hatte Brigittes Geschmack getroffen. Das zu hören, tat mir wohl.

Und weil wir hier saßen und in der Kindheit angekommen waren: Dem Gasthaus angebaut war ein Haus, das inzwischen abgerissen wurde. Es gehörte den Städtlers. Die mittleren zwei der vier Kinder, Traudi und Karl, waren Brigittes Spielkameraden. Karl hieß bei allen nur der Salze-Koarle, weil man ihn gern mit seiner Leibspeise, einer riesigen Brotscheibe (em Keidl), dick mit Salze bestrichen, im Dorf antraf. Salze ist (oder war) der gebräuchliche Ausdruck für Marmelade, hauptsächlich für das - damit es ganz dick und dunkel wird - in der Backröhre zubereitete Zwetschgenmus. Brigitte erzählte, sie hätten im Garten hinter dem Haus mal ein Häuschen gebaut, und als sie damit fertig waren, rief der Salze-Koarle: Und edz miss mirr bloäß noch e boar Mugge fange und neis Haisle doa, dass gmiadli wird ... Am Tisch brach helles Gelächter aus.

Ich hatte diese Anekdote von Brigitte bei einem Besuch in ihrer Wohnung schon mal gehört, und damals hatte ich mir vorgenommen, sie sofort aufzuschreiben, sobald ich wieder drüben in meiner Mansarde wäre, hatte es vielleicht auch getan, in ein Notizbuch, das ich dann nicht mehr zurückgeblättert habe. Und wieder nahm ich mir vor, sie niederzuschreiben, gleich morgen, es keinesfalls zu vergessen. Und zum ersten Mal kam mir der Gedanke, über diesen heutigen Tag zu schreiben. Es war aber eher ein erschreckender als freudiger Gedanke. Ein großes NEIN stellte sich sofort ein, als wäre das ein Tabubruch. Ungestört war ich bisher geblieben von jedem Gedanken ans Schreiben und die Zukunft, befand mich wie in einer schützenden, wärmenden Hülle der reinen Gegenwart, und nun spürte ich, dass diese Hülle einen kleinen Riss bekommen hatte, durch den ein Schein des morgigen Tages hereinfiel, kälteres Licht als das mich hier umgebende, eine leise Furcht befiel mich, und einen Moment lang war ich in mich versunken und abwesend.

Alle Kinder lieben es, Häuschen zu bauen und statten sie aus mit altem, ausrangiertem Zeugs, wollen es wohnlich und gemütlich haben. Ich dockte mich wieder ans Gespräch an, indem ich, etwas unvermittelt, die Emailkanne, die jedem Häuschen Ehre gemacht hätte, ins Spiel brachte, und die, wie der invalide Skifahrer, das Räuchermännchen von den Pippigs, zu den wenigen Dingen gehört, die ich im Lauf der Zeit aus dem Elternhaus mitgenommen habe und noch besitze. Und wie Brigittes Vater mit seinem Opel Olympia taucht auch die Kanne mehrmals auf in meiner Prosa: wie sie in der Küche auf der Anrichte steht, gefüllt mit kaltem Getreidekaffee, dem Quieta Grün (Gwiddagrün), dem Heißgetränk am Morgen, Kaltgetränk unter dem Tag, genossen oft im Vorbeigehen über den Schnabel, ohne Tasse oder Glas. Diese blecherne Kanne, braun geflammt und oben mit gelben Punkten, Sonnen oder Monde oder eben einfach gelbe Punkte, wie's das Auge (der Geist, die Seele) gerade sehen wollte, mit Absprengungen, innen dunkel vom jahrzehntelang täglich aufgebrühten, schwarzbraunen,

bitteren Getränk, die mir vertraut war von Anbeginn an, mit der ich groß wurde, die mich aufwachsen sah, viel gesehen hat, eine Menge erzählen kann, Erinnerungen in sich birgt, steht bei uns in Coburg in der Küche auf dem obersten Bord, nur als Dekorationsgegenstand, nicht mehr in Gebrauch. Schon zuhause wurde sie nicht mehr benutzt, und ich wollte nicht, dass sie in der Versenkung verschwand oder weggeworfen werden würde, nahm sie mit, rettete sie, und wenige Tage vor Mutters Tod fiel mein Blick wieder mal auf diese Kanne, die ich sonst gar nicht mehr wahrnahm. Ich war im Flur auf die Knie gegangen, um mir die Schuhe zuzubinden, und als ich aufschaute, sah ich sie durch die offene Küchentür unter der Decke, und ich frage mich, ob dieses Wahrnehmen der Kanne aus einer Vorahnung geschah, ein Omen war für Mutters baldiges Sterben.

Angelika war herausgekommen und hatte sich neben mich gesetzt. Die Kanne bildete den Stab, den sie von mir übernahm. Auch sie habe etwas von daheim mitgenommen vor langer Zeit: ein schlichtes orangefarbenes Väschen, und Jacky und die Kinder hätten die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, was sie denn mit diesem hässlichen Ding wolle. Sie war die einzige, der das wertlose Väschen gefiel, sagte sie schmunzelnd.

Brigitte warf ein: Ja, das seien Dinge, Erinnerungsstücke, die ihren eigenen Wert hätten.

Allgemeine Zustimmung. Ich fragte Angelika, ob sie schon im Haus gewesen wäre seit Mutters Tod.

Sie verneinte.

Wie der Stand der Dinge sei. Ob sie vorhätten, das Haus auszuräumen. Ich hatte die unbestimmte Vorstellung, Britta und Angelika, die beide einen Schlüssel fürs Haus besitzen, würden zumindest eine Art Durchsicht vornehmen. Das war aber offenbar nicht ihre Absicht und auch nicht nötig. Seit über sechs Jahren war Mutter aus dem Haus und es hatte für eine Bestandsaufnahme genügend Gelegenheiten gegeben. Ich verstand, ohne dass sie es sagte, dass sie für sich keine Notwendigkeit zum Handeln sah. Was geschah, würde man sehen. Bernhard, dem spätestens ab jetzt uneingeschränkten Hausherrn, würde, da voraussichtlich keines der Geschwister Ansprüche stellte, jedes Ding im Haus bleiben und somit auch dessen Nutzung und eventuelle Entsorgung. So las ich Angelikas Gedanken.

Mutter hatte nichts verfügt, keine Wünsche geäußert. Und ihr Schmuck war schon auf die Mädchen übergegangen. Irgendwann hatte sie auch die Schachteln mit den Familienfotos bei sich haben wollen. Sie stehen auf einem Regal in ihrem Zimmer. Öfter hatten wir sie gemeinsam betrachtet und Erinnerungen ausgetauscht.

Ich sagte, ich selber würde das Haus nicht mehr betreten und wollte daraus nichts mehr haben - höchstens noch Vaters Tagebücher ... Und falls sie doch mal ins Haus käme, könnte sie die für mich mitnehmen.

Stimmt, sagte Angelika, Vater hätte ja Tagebuch geführt. Die Erinnerung daran schien von ganz weit weg zu kommen. Ob die denn überhaupt noch da seien?

Ja, in seinem Schreibdiisch, rechts und links, sagte ich.

Es war in ihnen nichts Besonderes oder Bedeutendes verzeichnet. Weder Gedanken noch Schilderungen oder Befindlichkeiten, auch denkwürdige Ereignisse nur stichpunktartig. Jeweils gerade soviel, wie in die vorgegebenen Spalten der Kalenderbücher, die er benutzte, für jeden Tag passte.

Noch am Abend seines Todes schrieb er den letzten Eintrag ...

Nach seinem Tod las ich zum ersten Mal in diesen Tagebüchern, blätterte sie durch auf der Suche nach meinem Namen ...

Wenn er Mutter erwähnte, dann in der dritten Person. Er nannte sie nicht Lisbeth, sondern SIE, gern in Versalien (sollten diese den unterdrückten Vornamen wettmachen?) SIE hat dies und das ... Mit IHR da und dort gewesen ...

Manches versteckte er in Kurzschrift ...

Ansonsten nur die Arbeit, Bemerkungen über Ernteerträge, Anschaffungen, Viehverkäufe, Todesfälle, das Wetter, die Temperaturen des Tages ...

So sind fast ein halbes Hundert Bücher zusammengekommen. Bald nach der Heimkehr aus der Gefangenschaft gehörten diese Notate zu seinem Tagesgeschäft. Und wenn der Inhalt auch wenig Ergiebigkeit und Aussagekraft verspricht, habe ich mir doch schon öfter gedacht: Würde ich die Reihe der Bücher, Tag für Tag, nacheinander weg lesen, ergäbe sich doch, in der Wiederholung der Tagesabläufe, in den Varianten des Ewiggleichen über die Jahrzehnte hinweg, ein Panorama von Vaters Dasein, ergäbe sich ein eigenständiger Rhythmus, ein Herzschlag ... Und dann fürchtete ich dieses Lesen, diese Begegnung, als könnte am Ende dieser Herzschlag mich niederknien lassen vor Erbarmen für meinen Vater und zugleich mich verzehren.

Ich hätte die Tagebücher lange schon an mich nehmen können, Mutter bedeuteten sie wenig, von den Geschwistern hatte ich keine Konkurrenz zu befürchten, ließ aber auch die letzte Gelegenheit verstreichen. Heute sage ich mir, dass ich mich einer Art Gottesurteil fügen werde: Lässt mir eine der beiden Schwestern - auch Britta habe ich darum gebeten - die Tagebücher zukommen, so soll es so sein ...

Zu Angelika hatte ich nie dieses Vertrauensverhältnis wie zu Britta. Es muss sie geschmerzt haben, wenn sie mitkriegte, dass ich an ihrem Haus in W., das von Brittas Haus in R. nur etwa einen Kilometer entfernt liegt, vorbeigefahren bin, mit Mutter auf dem Beifahrersitz, und sie nicht besucht habe - oder nur selten einmal in den Jahren meiner Aufenthalte daheim. Bei Britta aber hielten wir uns einen ganzen Nachmittag auf bei Kaffee und Gebäck und langen Gesprächen. Es gilt nicht, wenn ich sage, Angelika sei ja oft bei der Arbeit gewesen, entweder beschäftigt auf dem Hof oder in ihrem späteren Job bei Edeka an der Kasse.

Sie stand nicht nur bei mir im Schatten von Britta. Für Vater war Britta nach uns drei Buben das ersehnte Mädchen, das ich schon hätte sein sollen. Britta war Vaters "Sonnenblume", und Angelika, ein Jahr später noch geboren, war als das fünfte Kind das sprichwörtliche fünfte Rad am Wagen. Ich höre Vater noch spaßen, sie hätte man gar nicht mehr gebraucht, sie laufe halt noch so mit ... Und sehe Angelikas gequältes Lächeln, den Tränen nahe.

Vater wusste auch, wie man bei Angelika die Tränen hervorlockt, so dass sie fließen. Die Mädchen saßen bei Tisch auf der Küchenbank vor dem Fenster zwischen ihm und Mutter. Und er brauchte nur zu sagen: Angelika, flann emoll. Und schon ging es los. Und wir anderen Kinder lachten und Mutter schimpfte Vater und uns aus, aber ihre Macht ging nicht soweit, dass sich das Schauspiel eindämmen ließ und nicht mehr wiederholte. Und ich, ganz der Sohn meines Vaters, gab Angelika den Spitznamen: Angaula Grandiweib. Weil sie, wenn ich nur sagte: Angelika, flann emoll, gerne einen Wutanfall bekam und losging wie ein wild gewordenes Fohlen, während sie Vater gegenüber meistens nur still in ihren Tränen versank.

Meine Schwestern und ich galten im familiären Sprachgebrauch als "di drei Glaane", obwohl zwischen Bernhard und mir lediglich zwei, zwischen Britta und mir drei Jahre liegen. Das zeigt auch, wohin es mich eher zog: Im Sandkasten buken sie Kuchen, und ich baggerte Seen und Flüsse aus und baute Straßen für meine Autos, mit Tunnels und Brücken, oder schaufelte Burgen auf für meine Ritter. Aus rollengeschlechtlichen Gründen versuchte man, mir das ich weiß nicht mehr von wem geschenkte Negerpüppchen auszureden und ließ es, nachdem ich mir meine Liebe nicht versalzen lassen wollte, heimlich verschwinden, was nicht ohne Einfluss darauf geblieben sein dürfte, dass ich manchmal das Verlangen verspürte, Brittas Puppe Susi und Angelikas Puppe Bella die Augen einzudrücken. Ich liebte es, Brittas Puppenherd mit den weißen Esbit-Stückchen zu schüren und - zum Beispiel - Buchstabensuppe zu kochen. Wir hatten ein aufstellbares Kasperletheater mit Vorhang zu Weihnachten bekommen: Da waren die beiden mein Publikum und ich animierte sie auch, eine Rolle zu übernehmen, war meinerseits lieber der Kasper als der Polizist im Gefecht, auf das jede Geschichte, jede meiner Erfindungen hinauslief, brachte die Mädchen mit meinen

Attacken auch manchmal zum Weinen und schlug sie in die Flucht. Bei der Kinderpost war ich gerne alles in Personalunion, der Briefeschreiber, der Posthalter, der die Briefe entgegennahm, frankierte, stempelte, sortierte, dem Briefträger, der ich selber war, aushändigte, und der wiederum mir, dem Adressaten meiner selbst. Aber allein zu spielen machte auf Dauer keinen Spaß und keinen Sinn, ebenso wenig wie im Kaufladen der Kaufmann zu sein und gleichzeitig der Kunde. Einkaufen und verkaufen waren mir gleich lieb, und bloß immer die originalgetreuen Miniverpackungen von Knorr, Persil, Pfanni usw. mit dem entsprechenden Inhalt oder auch alternativ mit Reis, Linsen, Haferflocken und anderem zu füllen, war mir noch nicht realistisch und Zeit füllend genug und ich fuhr mit meinem Rad, das nun ein Lieferauto war, nach Gailnau und Michelbach in die Kaufläden, besorgte mit aus Mutters Geldbeutel stibitztem Geld Waren, Süßigkeiten, die ich dann an die Mädchen, mit Gewinnspanne natürlich, verkaufte. Mit den Schwestern spielte ich immer wieder auch Fußball. Angelika versuchte ich zum Torwart auszubilden, erstellte ein Trainingsprogramm, musste aber zu meinem Leidwesen immer wieder feststellen, wie trainingsfaul und unmotiviert manche Menschen sein können. Einmal gründete ich eine Beatband mit ihnen. Es gab da eine große rote Blechdose von Rachengold: Wenn man den Deckel aufklappte, hatte man ein wunderbares Schlagzeug. Das machte die Musik, die Gitarrenklänge von den Saiten des kaputten Federballschlägers musste man sich zu meinem Gesang eher vorstellen. Unser Repertoire beschränkte sich auf einen einzigen Song, der zugleich der einzige blieb, den ich jemals komponierte. Er hieß: "O Marianne" und hatte diese einzige Zeile, womit meine Englischkenntnisse auch weitgehend ausgeschöpft und in den Hit gepackt worden waren: "O Marianne, i love you sou, ou ou, ou ou ..." Durch meine Stimme ausgedehnt bis zur Ekstase.

Mit sechzehn wurde Angelika schwanger und meine Eltern hielten fraglos zu ihr. Florian, ihr Söhnchen, wuchs die ersten Jahre bei uns auf, unter der Woche von meinen Eltern betreut, weil Angelika in Triesdorf war und mit Britta zusammen das Fachabitur machte. Sie tat sich in der Schule leichter als Britta und ich, war vor allem in Mathematik die weitaus größere Begabung. Zu einer weiteren Ausbildung kam es aber nicht, sie heiratete Jacky, den Kindsvater, der, nebenbei bemerkt, in unserer Fußballmannschaft die linke Schiene im Mittelfeld bildete, ich die rechte. Florian wurde wenige Tage vor der Vereinsgründung geboren. Später bekamen sie noch zwei Töchter, Elli und Lena, der ich einfach, als sie an Mutters Grab so weinte, über die Wange streicheln musste, nachdem sie sich mit dem Blumengruss von Mutter verabschiedet hatte.

Angelika macht viel mit sich selber aus, ohne verschlossen zu wirken. Eine Ausnahme bildete ihre Schwangerschaft. Nicht einmal Britta, die das Zimmer mit ihr teilte, fiel etwas auf. Erst im siebten oder achten Monat kam Mutters Ausruf: Angelika, du bischd doch schwanger! Betrachtet man Fotos von unserer Oma im Haus, die sie jung zeigen, sieht man eine Ähnlichkeit zu Angelika. Öfter auch, wenn ich sie persönlich vor mir habe, erinnert sie mich an Mutter. Das ist eine seltsame Mischung, bedenkt man, wie schwer die beiden Frauen es miteinander hatten, und ich stelle mir vor, mit Angelika, dem fünften und letzten Kind, hätte sich ein Kreis geschlossen und die beiden Naturen hätten sich in ihr versöhnt. Dachte ich in den vergangenen Jahren an Angelika, hatte ich immer das Gefühl eines Versäumnisses. Als hätten wir seit jeher eine Verabredung, die wir nicht eingehalten und wahrgenommen haben. Und stelle ich mir dann vor, wie so eine Zusammenkunft aussehen könnte, sehe ich uns dann doch nur wieder Alltägliches reden und uns insgeheim unserer geschwisterlichen Nähe und Verbundenheit vergewissern. Und vielleicht reicht das ja auch.

Und so unauffällig und geräuschlos wie sie gekommen und sich neben mich gesetzt hatte, war Angelika auch schon wieder verschwunden.

Otto sagte, er habe es schön gefunden, dass Mutter noch mal ins Haus zurück geholt worden sei und erinnerte sich an Vater, wie der am Tag nach seinem Tod am späten Nachmittag in unserer Küche im Sarg auf den zwei Holzböcken aufgebahrt gewesen war und sich der engere Familienkreis - damals lebten Vaters Brüder Guschdl und Hermann noch - um den Toten versammelt hatte zur Überführung in die Leichenhalle. Die Küche hätte einen würdigen Rahmen abgegeben.

Ja, unsere große alte Bauernküche war der schönste Raum bei uns. Mit dem schweren uralten Holztisch, der groß genug war, dass die ganze siebenköpfige Familie - und zur Not noch eine Person mehr - daran Platz fand, und der Anrichte, worauf immer die braun geflammte Kaffeekanne neben dem blau gepunkteten Milchtopf stand, und darüber die Hängeschränke, die meine Eltern in den 50er Jahren anbringen ließen, mit den pastellfarbenen Türchen: in gelb, orange und himmelblau ... Selbst die so vertraute wie nackte Neonröhre an der Decke, die unsere kleine Trauergemeinschaft beleuchtete, war stimmig und gefiel mir schon immer.

Unwürdig und befremdlich aber war des Pfarrers Benehmen. Wie er seinen Sermon geistlos und kalt herunterleierte und vor allem uns auswärtige Kinder, die er in seiner Gemeinde noch nicht gesehen hatte, dabei neugierig musterte. Und wie er, der Vorgänger des jetzigen Pfarrers, nach der Überführung, als wir uns zerstreuten und jeder sich still auf den Heimweg machte, die Pietätlosigkeit und Unverfrorenheit besaß, Mutter schon die Rechnung für die

Beerdigung zu überreichen. Schimpf und Schande über ihn, auch heute noch, ein gutes Vierteljahrhundert später!

Bevor ich davon anfangen konnte, streute Erna ein, ich hätte Vater im Tod sogar noch fotografiert. Und es sei noch gar nicht so lange her, da habe sie in unserem Schlafzimmer im Vertiko, das neben ihrem Bett stehe und in dem ich meine Unterlagen aufbewahrte, auf der Suche nach etwas einen unbeschrifteten, nicht zugeklebten Briefumschlag aufgemacht und sei fast zu Tode erschrocken beim Anblick meines toten Vaters.

Es waren Schwarz-Weiß-Abzüge, die ich so kontrastschwach entwickelt hatte wie möglich. Trotzdem blieben die deutlichen dunklen Flecken im Gesicht und der Blutstau am Hals. Und dass es soviel gefaltete Haut über den Augen geben konnte.

Woss, im Schloafzimmer! prustete Otto los.

Ja, sagte Erna, sie habe von mir verlangt, die Fotos verschwinden zu lassen, sie hätte sonst im Zimmer nicht mehr schlafen können.

Das verstand jeder am Tisch.

Dabei hätte sie von den Fotos ja gewusst, warf ich ein.

Aber nicht, dass sie im Vertiko seien, und außerdem habe sie die Bilder längst vergessen gehabt.

Ich hätte sie dann ja auch entsorgt, sagte ich.

Wie denn? wollte Brigitte wissen.

Zerrissen im Umschlag in die Mülltonne geworfen. - Awwer di Negadive howwi noch, verriet ich schmunzelnd.

Otto konstatierte: Doa bischd im Emil awwer noch emoll arch noad kumme.

Es sei wie beim Kirschenpflücken. Bis zu einer bestimmten Höhe könne ich auf unseren Kirschbaum im Garten hinaufklettern, und auf einmal sei da eine Decke über meinem Kopf, an die ich stieße und dann auch gar keine Luft mehr bekäme. So sei es auch gewesen, als ich mich Vater mit dem Objektiv genähert hätte.

Es gab für mich übrigens eindringlichere Bilder als diejenigen, die ich mit der Kamera (Vater von allen Seiten, aus allen Blickwinkeln) gemacht hatte und die in dem Briefumschlag ihr eigenes Grab gefunden hatten, das Erna aus Versehen geöffnet hatte.

Zuerst sah ich seine Füße auf meiner Augenhöhe im Türrahmen, als ich, angekommen am späten Vormittag, die Treppe hinaufging, sah nichts als die Füße in überraschenden Socken. Ein Bild, das überhaupt nicht passte zu meinen Erwartungen und, wenn man so will, nicht passte zu meiner Vorstellung von Tod. Es waren seine mir bekannten gelblichen Strümpfe mit einem geometrischen Muster, dünneren und dickeren Linien, die sich im rechten Winkel

kreuzten und auf diese Weise verschiedene Rechtecke ergaben. Ich wollte Mutter immer fragen, warum sie ihm diese Socken angezogen hatte und nicht einfarbige, schwarze, wenigstens dunkle. Er musste solche doch besessen haben. Mochte er die aber am liebsten? Waren es seine Lieblingssocken? Hatte Mutter sie deshalb gewählt? Oder war sie bloß so durcheinander, aus der Fassung, dass sie einfach mehr oder weniger blind zugegriffen hatte in der Schublade? Dass es ihr egal war, welche sie nahm, wie einem, wenn einen der Tod in unmittelbarer Nähe trifft, vieles plötzlich gleichgültig wird und die herkömmlichen Formen, deren Einhaltung einen sonst umtreibt, keine Bedeutung mehr haben und abgelöst werden von etwas Höherem. Ich wollte sie immer fragen und habe es immer wieder versäumt. Wer sagt mir, warum ich Mutter noch im Rückblick für die Wahl dieser Strümpfe liebe?

Vater war kurz vor Mitternacht aufs Klo gegangen. Sie waren noch beisammen gelegen, den ganzen Abend waren sie unruhig, in seltsamer Spannung, ja aufgekratzt gewesen. Nachdem er solange nicht zurück ins Bett kam, machte Mutter sich Sorgen und ging, nach ihm zu schauen. Sie rief ihn durch die Toilettentür, erhielt keine Antwort, drückte die Klinke, ein Widerstand verhinderte, dass sich die Türe öffnen ließ, sie drückte stärker, sah ihn liegen, wusste sofort, dass er tot war. Und es war ihr, als hätte sie diese Szene schon einmal erlebt gehabt, Vaters Tod ein Deja-vu.

Man trug ihn nicht zurück ins Schlafzimmer, bettete ihn auf einer mit einem weißen Laken bezogenen Matratze fast unmittelbar an Ort und Stelle, auf dem Vorplatz, wo die Treppe zu meiner Mansarde hoch führt. Ich musste mit meinem Köfferchen an ihm vorbei, und als ich wieder herunterkam, sah ich ihn aus der Vogelperspektive da liegen. Ausgesetzt und verletzlich bis dorthinaus.

Liesi, die sich, wie Moni, eine Zeitlang zu den Verwandten in der Wirtschaft gesellt hatte, war wieder hier und ganz Ohr. Sie hatte mit dem Tod in unserem Haus ihre eigene Erfahrung gemacht. Mit ihren Eltern sei sie, überhaupt zum ersten Mal, zu einem Kurzurlaub aufgebrochen, nach Berchtesgaden, und kaum hätten sie sich dort eingerichtet gehabt, sei die Nachricht von Opas Tod gekommen und habe der Reise ein jähes Ende bereitet.

Awwer warum denn? wunderte ich mich.

No, antwortete Liesi voller Ironie, wenn derr Aldburchemaschder stirbd, mussm doch derr Burchemaschder di ledschde Ehre erweise -

Da stand aber noch mehr im Raum, und ich hatte den Eindruck, auch Liesi dachte daran. Opa war nicht nur Onkel Gorchs Vorvorgänger im Amt als Bürgermeisters, vielmehr auch der Schwiegervater seiner Schwester und der Vater seines Schwagers und Stellvertreters, des zweiten Bürgermeisters. Seine Abwesenheit bei der Beerdigung wäre vor allem auch ein

Affront gewesen gegen ihn, der bei der letzten Wahl gegen ihn ins Rennen gegangen war um den vakanten Posten und unterlegen gewesen war. Mutter hatte nicht gewollt, dass Vater gegen ihren Bruder antritt und Spannungen erzeugte zwischen den Familien Schmidt und Kern. So erzeugte sie aber vor allem Spannungen innerhalb unserer Familie. Vater fühlte sich von ihr im Stich gelassen bei seinen Ambitionen, der Verwirklichung seiner Wünsche, Anlagen und Fähigkeiten, verraten von seiner Ehefrau und tief verletzt von ihrer, wie er natürlich wusste, leeren Drohung, sich scheiden zu lassen, sollte er tatsächlich gegen ihren Bruder antreten. Tage-, ja wochenlang redeten sie kaum noch miteinander, Vater ignorierte sie, schoss Kanonenkugeln des Schweigens gegen sie ab oder benutzte einen Befehlston wie gegen uns Kinder, die wir uns besser nicht sehen ließen oder ihm ohne Widerrede folgten und unterordneten. Er schien in Mutter und uns nur noch die Ursache seines verfehlten Lebens zu sehen und geladen zu sein mit Dynamit, dessen kurze Zündschnur ein Funke entzünden zu können schien, und Haus und Hof und wir alle flögen in die Luft. Abends verschwand er - wohl auch zu Wahlkampfzwecken - wortlos in der Wirtschaft, kehrte erst spät nachts heim. Mutter weinte oft und bekam ihre gefürchteten Herzschmerzen, und ich, der ich immer auf ihrer Seite stand, sagte, sie solle sich doch wirklich scheiden lassen ... Sie dagegen: Ach Bua, wu sellin denn nou?!

Indem Vater die Wahl verlor, glätteten sich die Wogen. Onkel Gorch und Vater, die einmal beste Freunde gewesen waren, hatten sich aber entzweit, und wenn auch die Zeit, wie man sagt, die Wunden heilte, kam es doch nie mehr zu dieser früheren Verbundenheit, und auch für uns Kinder war dieser Zwist eine Belastung und wir wurden im Umgang miteinander auf eine Probe gestellt.

Opa lieferte das Stichwort. Ich sagte, dass der ja, als Vater aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt sei, zufällig am Bahnhof gewartet hätte. Opa hatte in die Stadt fahren wollen auf ein Amt, und da stieg sein Sohn aus dem Zug aus ...

Ach, wirgli? staunte Liesi. Und woars nidd aa sou, dass di Lisbeth dann Nylons ouzouche had firrn?

Nein, sagte ich, Vater hätte ihr welche mitgebracht. Ich hätte das ja alles beschrieben in "Meine Oma". Und konnte mir nicht verkneifen auszurufen: Ihr missed hald bloaß mei Biacher lese, doa stedd alles drinn!

Mutters Erzählung vom Wiedersehen des sich seit langem versprochenen Liebespaars gab die Konturen, in dessen Grenzen ich die Phantasie frei spielen lassen konnte:

13.2.1948: Das Schicksal hat den Einfall, seinen Vater am Bahnsteig warten zu lassen, als Emil aussteigt; er kann nicht wissen, dass der heute kommt mit diesem Zug; er steht da, weil er in die Stadt will; er muss dort etwas erledigen, aber das spielt jetzt keine Rolle mehr, als er den Sohn aus dem Zug aussteigen sieht mit seinem kleinen Bündel, erwachsen geworden, während des Vaters Tränensäcke um die Augen gewachsen sind; und trotz der schlechten Zeit ist sein Gesicht voller geworden; vielleicht erscheint es auch nur so, weil seine Glatze jetzt kein Härchen mehr zeigt und eine völlige Platte ist. Der Vater trägt seinen vertrauten Ausgehanzug mit der schwarzen Weste und den Messingknöpfen, sein altes Amtskleid. Und nachdem sie sich die Hände gedrückt haben, zieht der Vater den Sohn doch noch an die Brust heran, vielleicht nur, um seine Tränen zu verbergen, aber das ist nicht durchzuhalten und außerdem lächerlich. Sie sehen sich mit nassen Augen an und machen sich auf den Heimweg.

Das Erzählen will kein Ende nehmen. Wenn kurz eine Pause entsteht, versucht mein Vater die Umgebung wahrzunehmen. Es hat sich weniger verändert als gedacht. Die bewaldeten Hügel stehen noch und begleiten sie am Horizont. Sie kommen durch Gailnau, das Nachbardorf, an dessen Ende, etwas abgesetzt, der Bahnhof liegt. Aus den Höfen kommen Zurufe, die Leute eilen an den Zaun, auf die Straße, jedem muss erzählt werden von den Umständen der Gefangenschaft und der endlichen Freilassung. Dann sind die Schneereste am Wegrand blendend hell. Es regnet nicht, obwohl die Wolken tief hängen; sie werden von einem böigen Wind über die offene Landschaft getrieben. Die Felder liegen brach. Die Straße, ungeteert, notdürftig geschottert, ist in einem traurigen Zustand; sie müssen immer wieder den Wasserlachen ausweichen; dabei entfernt Emil sich jeweils ein bisschen vom Vater neben sich, hat Gelegenheit, ihn wieder und wieder zu betrachten. Er ist alt geworden. Und doch auch wieder nicht. In seinen Gefangenentagen hat er sich oft vorgestellt, ihn hinfällig anzutreffen, das ist nicht der Fall. Emil ist gerührt von seinen braunen, glänzenden Schnürstiefeln. Er weiß, wer sie ihm eingefettet hat mit der üblichen Sorgfalt. Er fragt nach seiner Mutter. Der Vater sagt, ihr gehe es gut; auch Hermann gehe es besser; Karl, ja ... Sein Mund nimmt einen bitteren Zug an; er kommt auf die beiden Töchter von August zu sprechen, die Emil nur von einem Foto kennt, berichtet von deren blonden Locken. Endlich seien ja Mädchen geboren worden, während man selber nur vier Buben hatte; auch Mutter sei froh, ja glücklich über die beiden Mädchen ... Die Straße führt durch die offene Landschaft in der Ebene fort, fällt nur einmal in einer sanften S-Kurve ab, und da hat man schon das Dorf vor sich. Man schweigt. Aber nur kurz. Mein Vater will mehr über das Dorf wissen, Neuigkeiten, aber er hört kaum mehr hin, denn er nähert sich auch seiner Lisbeth, die am Kleinen Marktplatz wohnt ...

Dort zur gleichen Zeit: Ein Radfahrer, der mit demselben Zug kam, machte den Boten: Der Emil ist da! Mit seinem Vater, der zufällig ... und so weiter ... Die Frohe Botschaft ging auch nicht an meiner Mutter vorüber, die die Zeiten genau wusste, wann vom Bahnhof her Bewegung in die Straßen kommen konnte. Sie war im Hof, versuchte immer, sich Arbeit dort oder in einem der Zimmer zu suchen, die Ausblick auf den Kleinen Marktplatz gewährten, in dem mehrere Dorfstraßen zusammenliefen und in den auch die Straße aus Gailnau mündete. Das erste war: Ungläubigkeit. So oft hatte sie schon gewartet, und immer war nichts ... und jetzt ... Aber dann sofort: Helligkeit: als würde alles um sie her lichter. Die Dinge hatten einen Schein; es war ihr, als wäre nicht nur sie erlöst, sondern alles um sie her. Welches Gewicht doch auf ihr gelastet hatte! Und auf jedem einzelnen Ding! Die Hacke, die sie auf dem Feld oder im Garten geführt hatte, die Zügel des Pferdes, ihres Mohrle – es war für sie immer alles doppelt so schwer ... Wohin? Der Vater von Emil würde dabei sein. Unter seinen Augen wollte sie Emil nicht begrüßen. Auch war es ihr, als stünde es ihr an, ihn zu sich kommen zu lassen, nicht hinauszulaufen, ihm entgegentzulaufen, wie es ihr natürlich gewesen wäre. Und sie sah sich ihm entgegeneilen; aber da der Zweifel: Was, wenn er gar nicht mehr ... Alles erschien ihr inzwischen so fragwürdig, jede Zeile seiner Briefe; hielten sie stand, jetzt, wo er da war? Und die Spannung: Wie sah er aus? Wie sah *sie* aber auch aus? In den Arbeitskleidern? Freilich, er kannte sie ja so. Aber würde er sie jetzt nicht ... Sie eilte im Haus vor den Spiegel, richtete in aller Eile die Haare, sah sich in die verliebten Augen, straffte Kleid und Strümpfe. Die abgewetzten Schuhspitzen, die abgetretenen Absätze. Hinauf in ihr Zimmer hinter das Fenster! Dort wollte sie warten. Es dauerte eine Ewigkeit, bis er auftauchte mit seinem Vater, das Franzosenkämpchen auf dem Kopf. Was würde er tun? Würde er vorbeigehen? Bangigkeit. Es war ihr, als würde ihr Leben von diesem Augenblick abhängen. Ja, was würde er tun? Würde er den Weg am Haus vorbei wählen? Unten war schon frohes Hallo! Die Mutter war hinausgetreten, schüttelte ihm beide Hände. Emils suchender Blick, Worte, die sie nicht verstand, und dann drehten sich alle dem Haus zu, und Emil kam gesprungen, rief unten im Hausflur schon ihren Namen, während sie immer noch wie angewurzelt stand. „Liesi!“

In dem schon erwähnten Notizbüchlein meines Vaters, das ihn durchs letzte Kriegsjahr und die Zeit der Gefangenschaft bis nach Hause begleitet hat, findet sich nicht nur der selbst gezeichnete Kalender für das Jahr 1945, sondern auch eine minutiöse Auflistung der Post, die er 1947/48 erhalten oder weggeschickt hatte. Die Päckchen von daheim mit genauer

Inhaltsangabe. Und im Anschluss, nach ein paar Leerseiten, eine Auflistung seiner Ausgaben für 1947. Im Dezember folgender Eintrag:

Parfum 136 Fr.

2 Lippenstifte 20 Fr.

1 Paar seid. Strümpfe 160 Fr.

Geschenke für meine Mutter, ihr überreicht bei der Heimkunft. Gleich beim ersten Wiedersehen? Oder hielt er sie zurück bis zum Abend, als er wieder kam und dann für länger blieb?

Ich sehe meine Mutter das Päckchen alleine auspacken, in ihrer kleinen Mansarde, sehe, wie sie das Schleifchen, sagen wir: in himmelblau, löst mit ihren schönen Fingern, wie sie über das einfache braune Packpapier streicht und es küsst an der Stelle, da mein Vater ein pfeildurchbohrtes Herz gemalt hat mit ihren Initialen L und E; und solange sie mit Liebkosen und Öffnen beschäftigt ist, zitiere ich eine letzte Stelle aus meines Vaters Briefen aus Frankreich, die vielleicht die schönste und eindringlichste ist, die er je geschrieben hat (seine Briefe an meine Mutter sind nicht erhalten), und die ich mir deshalb bis zum Schluss aufgespart habe:

Ich habe mir oft so gedacht, als der Tod so in nächster Nähe umherschlich, er darf Dich noch nicht kriegen, ich muß noch einmal nach Hause zu Dir liebe Mutter, lb Vater und zu der, die mich liebt u. die ich liebe, denn so wie ich von Euch schied sollt Ihr mich nicht im Gedächtnis behalten, denn wie ich damals war, bin ich heute nicht mehr --! Nur 2 Jhre, aber sie liegen auf mir wie 10. Und deshalb werde ich Euch all Ihr meine Teuren eines Tages wiedersehn in der geliebten Heimat.

Auf Wiedersehn!

Auch Mudderle wollte noch ins Licht gerückt werden an diesem Nachmittag. Liesi erzählte, wie sie die Nachricht von deren Tod erreicht hatte. Sie hielt sich als Au-pair-Girl in England auf. Luis, ihre Mutter, hätte sie angerufen und wäre, wie es ihre Art gewesen sei, gleich mit der Tür ins Haus gefallen: As Mudderle is doad! Liesi habe den Hörer fallen lassen und grade heraus geschrieen. Sie sei völlig unvorbereitet gewesen auf diese Nachricht, Mudderle sei zwar schon fünfundsiebzig gewesen, aber nicht krank oder hinfällig. Sie habe unter Schock

gestanden. Später habe sie zurückgerufen. Es habe noch diese Münztelefone gegeben, in die man eine Münze nach der anderen werfen müssen, man sei mit dem Einwerfen oft kaum hinterher gekommen, vor allem, wenn man nach Deutschland telefonierte, es seien die reinsten Geldfressapparate gewesen. Dann aber - o heiliges Wunder -, und Liesi deutete und schielte nach oben, als sei dies Mudderles Werk gewesen, hätte die erste Münze, die sie eingeworfen habe, gereicht für das ganze lange Gespräch nach Hause. - Sie habe pausenlos weinen müssen, manchmal unvermittelt unterm Tag, ohne weiteren Anlass, noch wochen- und monatelang, und der Anruf von Luis mit der Todesnachricht habe sich in ihr verwandelt zu einem nächtlichen Altraum, der sie noch jahrelang verfolgt und schreiend aus dem Schlaf gerissen hätte.

Ich hatte gar nicht bemerkt, dass der Ruchers Fritz hinter mir vorbeigegangen war. Er lehnte an der Terrassenbrüstung und unterhielt sich mit Otto. Ich wendete mich ihm zu und musste zweimal hinschauen, um ihn zu erkennen, obwohl er doch gar nicht so sehr gealtert war. Vielleicht lag es am dünner gewordenen Haar, das oben nicht mehr anlag, sondern abstand. Er muss ja auch auf dem Friedhof gewesen sein, ich habe ihn nicht gesehen. Ruchser ist nur der Hausname, er heißt Kern wie wir, ist Vaters letzter lebender Kuseng, Sohn von Opas jüngerem Bruder, hatte, wie Manfred, immer im Dorf gelebt, und das hört man seiner Aussprache an. Die Mundart hat bei ihm noch diesen alten Klang, diese Färbung, die man, ob man es wahrhaben will und ob es einen gefällt oder nicht, einbüßt, wenn man weggezogen und fremden Einflüssen ausgesetzt ist, und am liebsten hätte ich die Augen geschlossen und nur seiner Stimme gelauscht, den Tonfall in mich eingesaugt und genossen, diese besondere Art, die im Aussterben ist und die ich mehr denn je als eine Kostbarkeit empfinde. Es sind diese feinen Nuancen, die man nur wahrnehmen kann, wenn man hier aufgewachsen ist. Und einen Augenblick lang wurde mir *windeweah* (Mutters Wort, unübersetzbar, auch wenn du zehnmal Worte dafür hervorkramst - ein Gedicht für sich).

Nun sei er auch schon achtundachtzig, sagte Fritz. Und dass er die Jungen, die er gerade in der Wirtschaft getroffen hätte, gar nicht mehr kenne, und er habe sich immer wieder überlegen müssen, wohin er sie denn jeweils stecken solle. Es ginge ihm längst schon wie den Alten früher, die sagten: No, derr Oard noach ..., peilte jemand Unsichtbaren über die Fingerspitzen an und lachte.

Und ich ergänzte: Odder wi merr friher immer ougsproche worre is: Wemm kerrschedz du? Und dazu fiel mir noch die Anekdote ein, wie ich von Vater einmal zu Onkel Hermann geschickt worden war, ihm etwas auszurichten, und statt die zurecht gelegte Formel zu

benutzen: En scheane Gruaß vo meim Vadder und ii sell ausrichde ..., versprach ich mich und sagte: En Gruaß vo meim scheane Vadder ...

Wir lachten.

Moni wollte sich von mir verabschieden. Friedrich war heim gekommen und winkte vom Hof herüber. Wir winkten zurück. Moni stellte sich hinter mich und begann, meine Schultern zu massieren.

Oh, dess dudd guad, mach weider ... Ii hobbs eh in derr Schulter ...

In fünf Minudde konni di nidd gsund mache ...

Schood.

Muschd hald emoll verbei kumme ...

Hm.

Sie löste sich, und ich schaute ihr nach, sah, dass Manfred herausgekommen war, ging zu ihm. Es war das erste Mal, dass ich, seit wir auf der Terrasse angekommen waren, meinen Platz verließ, und ich würde mich auch nicht mehr hinsetzen.

Einmal gesagt, reichte nicht. Er wiederholte, Mutter sei für ihn wie eine große Schwester gewesen. Es musste dem Nachdruck verliehen werden, wie sie ihm unter dem Tisch die Hand gehalten und getröstet hätte, wenn die anderen auf ihm herum gehackt hätten. Und auch das wollte noch einmal gesagt sein, für alle Ewigkeit: Dass ihm beim Grabgesang die Stimme versagt hätte, wie es ihm vorher nur ganz selten mal geschehen sei.

Und ich sagte: Ich hätte mich vor dem Gesang des Gesangvereins gefürchtet, beinahe damit gerechnet, er würde mich überwältigen und mir den Boden unter den Füßen wegziehen ... "S ist Feierabend" sei ein sehr schönes Abschiedslied gewesen.

Ja, bestätigte er, er selber habe sich vom Gesangverein dieses Lied schon als Grablied ausbedungen.

Ich fragte ihn, ob er sich noch an Mutters Siebzigsten erinnere. Es hat sich mir eingebrannt, wie Onkel Guschdl in der Wirtschaft, als sich am späten Nachmittag die Feiargesellschaft in der Auflösung befand, am Tischeck saß, vor seinem fast geleerten Bierglas auf der weißen Tischdecke, und voller Inbrunst "S ist Feierabend" für sich ganz allein anstimmte und dabei neben seinem Kopf die Hand wie zu einem Kelch formte und hin und her bewegte, als wolle er eine Glühbirne in eine Fassung drehen.

Und wieder kam die Erinnerung, wie Guschdl an Vaters offenem Grab stand, eine rote Rose in die Grube warf und sich vor seinem jüngeren Bruder verneigte - als einziger. Oder waren mir die Verbeugungen aller anderen nur entgangen? Es war nur eine *kleine* Geste, aber wie er sie ausführte, war würdevoll und groß.

Nein, an Guschdls Gesang beim Geburtstag erinnere er sich nicht mehr.

Guschdl, mein Paten- und erklärter Lieblingsonkel, war, wie Manfred, lange Jahre auch ein Eckpfeiler und eine der führenden Stimmen des Gesangvereins. Wie es denn um den Gesangverein stehe, wollte ich wissen.

Ich hätte es ja gesehen: fast nur noch Alte. Sie hätten Probleme, Nachwuchs zu finden, und er selber erreiche immer weniger die hohen Töne. Eigentlich sei es langsam an der Zeit, aufzuhören, doch wenn einer der Sänger stürbe oder sonst weg breche, gäbe es nur wieder einen weniger und keinen Ersatz, und so mache er eben weiter, solange es ginge und sein Gesang noch nicht peinlich sei, setzte er lachend hinzu.

Und kardlder noch? fragte ich.

Ja schon, donnerstags träfe man sich hier - und er deutete mit einer Kopfbewegung hinter sich auf die Wirtschaft -, die alte Runde halt, die schon jahrzehntelang bestünde.

Manfred war, wie Roland, einer meiner Kartelbrüder. Auch war er der erste und dann langjährige Kassier des Sportvereins. Nach dem Freitagstraining oder am Samstag kartelten wir oft, wie man sagt: bis in die Puppen. Er war ein gewiefter Schafkopfspieler, ein viel besserer als ich, und keiner, der auf Sicherheit spielt, ging gern ins Risiko und gehörte nicht zu den kleinlichen Pfennigfuchsern, die sich ärgern, wenn sie Geld verlieren und deswegen den Rest der sowieso kurzen Nacht nicht schlafen können.

Beim Sonntagsspiel hatte ich, der ich nicht selten mit umgedrehten Hosentaschen heim taumelte, als Gegenspieler dann manchmal auch noch die Müdigkeit in den Gliedern, den Alkohol im Blut und den Rauch in der Lunge.

Er könne sich die Karten aber immer weniger merken und sein Ausspielen würde immer länger dauern, sagte er.

Auch daran erinnere ich mich: Es musste schnell gespielt werden, mit einer gewissen Intensität, Schlag auf Schlag mussten die Karten auf dem Tisch landen. Hopp, nicht lange nachkarten, und gleich das nächste Spiel! Schloafe konnschd dahamm!

Selbst das Mischen ging bei ihm schnell. Vier, fünf mal durchgemischt: das versprach Häufungen der Farben und Trümpfe. Er setzte auf sein Glück. Große Spiele, intensive Gefühle waren angesagt.

Wer si firchd, is im Bedd nidd sicher! Das war jedoch der Wahlspruch vom Rudi, und ich fragte, ob der auch noch mit von der Partie sei. Ich wusste, dass er vor ein paar Jahren einen Schlaganfall gehabt hatte.

Ja, er habe halt eine einseitige Lähmung. Dafür habe er so ein Holzgestell, in das er die Karten stecken könne ...

Auf einmal standen die Stuttgarter Kusinen neben uns, Hanna und Ursel. Im Friedhof war Hanna zu mir gekommen, und ich hatte sie mit Griaß di, Bärbel begrüßt. Ii bind Hanna, sagte sie, mehd awwer nix. So sehr hatte sie sich seit unserer letzten Begegnung verändert, dass ich sie verwechseln konnte. Die krausen, licht gewordenen Haare, früher blond, hatte sie rot gefärbt - ihr helles Orange schien mir nicht die gewünschte Originalfarbe. Die einst Feinste und Schönste der Schwestern war grob geworden im Gesicht, wie schon Jahre vorher Bärbel, die nicht dabei war, weil sie, wie es hieß, einen kranken Mann zuhause hätte, den sie nicht allein lassen könnte. Ursel, Bärbel und Hanna waren die Töchter von Onkel Karl und Tante Berta. Karl war Mutters Bruder. Er hatte nach dem Krieg beim Dorfschreiner gelernt und zog mit Tante Berta, die auch aus unserem Dorf stammte, in den 50er Jahren nach Stuttgart, arbeitete sein ganzes Berufsleben in einer Schreinerei in Botnang, wo die Familie auch zur Miete im Haus des Schreiners wohnte. 1969 verbrachte ich eine Woche in den Sommerferien dort. Tante Berta wollte mir etwas Besonderes bieten und kaufte Karten für die Uraufführung des neuen Heintje-Films (es müsste "Heintje - Ein Herz geht auf Reisen" gewesen sein). Die Hauptdarsteller waren anwesend und präsentierten sich auf der Bühne, unter anderem Ralf Wolter, den ich als Sam Hawkens und Hadschi Halef Omar aus den Karl-May-Verfilmungen kannte. Dann trat Heintje, der ungefähr in meinem Alter war, dreizehn oder vierzehn, also wir beide kurz vor dem Stimmbruch, in seinem adretten Anzügchen auf, sang unter dem tosenden Applaus der Zuschauer mit seiner Engelsstimme ein paar Lieder, unter anderem "Mama". Später gab ich öfter im Freundeskreis zum Besten, wie sich unserer Blicke - Tante Berta, meine Kusinen und ich saßen ziemlich weit vorne und mittig, hatten teure Plätze - wenigstens einmal begegnet wären und wie ich seinem Werben gegenüber standhaft geblieben wäre und überhaupt an diesem Abend den Prellbock gegeben hätte ... Ich hatte aber auch einen Wunsch frei. Wir fuhren ins Kaufhaus Breuninger, und mich zog es in die unfassbar umfangreiche Schallplattenabteilung. Da hatte ich die Qual der Wahl. Ich entschied mich schließlich für "A Salty Dog", das neue Album von Procol Harum. Es war meine erste LP, bis dahin hatte ich nur ein paar Singles besessen. Mein Lieblingssong darauf wurde "The Devil Came From Kansas". Immer wieder setzte ich die Diamantnadel meines Plattenspielers, den man noch ins Radio einstöpseln musste, zurück in die schwarze Rille am Anfang des Songs, drehte bei weit geöffnetem Fenster die Lautstärke hoch, damit auch jeder draußen hören konnte, woher der Wind weht und wohin die Reise geht.

Der Gastraum leerte sich. Kaum einer ging gleich die Treppe hinab. Auf der Terrasse wollte sich noch einmal versammelt und Ade gesagt werden. Florian mit Frau und Tochter kamen, und mir fiel momentan weder der Name von Melanie noch der von Lisa ein. Florian und

Melanie hatten inzwischen noch ein zweites Kind, und mir will auch jetzt nicht einfallen, ob es ein Bub oder Mädchen und wie alt es ist. Das Nachbargrundstück von Florians Elternhaus in W. war zum Verkauf gestanden, das junge Paar hatte die Gelegenheit beim Schopf gepackt, es erworben, das alte Haus abgerissen und einen Neubau hingestellt. Ich habe das Haus nie von innen gesehen. Ich versuchte, mich in Smalltalk zu retten und sagte zu Lisa, wie groß sie doch inzwischen geworden wäre. Das Mädchen erinnerte sich nicht mehr an mich und schmiegte sich verschämt an ihren Papa.

Florian: Und, foahrder heid noch zrigg?

Ich bejahte.

Und wi lang seider unterwegs? ...

So verlief sich das Gespräch. Und da stand Christoph, Bernhards ältester Sohn, vor mir, und ich fragte, wie es ihm gehe. Er hatte sich - ein paar Jahre sind seither schon wieder vergangen - beide Fersen gebrochen bei einem unbedachten Sprung aus dem Fenster. Das war in Freiburg gewesen, wo er als Gärtner eine Lehre angefangen hatte, die er nach dem Unfall, zumindest bisher, nicht fortsetzen konnte. Schon kurze Spaziergänge erzeugten starke Schmerzen, sagte er. Er war zu Margot, seiner Mutter, gezogen, die ihrerseits ja nach der Trennung von Bernhard in ihr Elternhaus zurückgekehrt war, die Wirtschaft in L., nur dreieinhalb Kilometer von Wettringen entfernt. Ursprünglich hatte er auf Lehramt für Realschulen studiert, aber nur kurz unterrichtet, ich glaube Englisch und Biologie. Sensibel, wie er ist, zeigte er sich den Herausforderungen des schulischen Alltags wenig gewachsen, von Anfang an schien das Studium eine Verlegenheitslösung gewesen zu sein. Seine langjährige Beziehung ging in die Brüche, und das warf ihn aus der Bahn, schon eine Zeitlang vor dem Unfall. Nun versucht er wieder Boden unter die Füße zu kriegen und auf die Beine zu kommen. Das Leben bei seiner Mutter sei keine Lösung auf Dauer, das sei ihm selber klar. Er wirkte ratlos. Ich ließ einfließen, unser großes Haus stünde ja jetzt leer ... Als Antwort machte er ein bedenkliche Geste, legte den Kopf schräg. Das Gewicht, das daran zog, möchte ich nicht selber spüren müssen ... Jetzt, da ich an ihn denke, wünsche ich ihm, dass er sich in seinem Unglück nicht einrichtet und den Sprung noch schafft ...

Als hätte mich jemand hin geschoben, stand ich bei Liesi und Leo. Sie unterhielten sich schon eine Weile, hatten sich wohl auch vorher in der Wirtschaft schon eingehender ausgetauscht, denn Liesi wusste von einem neuen Buch, an dem Leo schriebe, und von seiner Malerei.

Ich war überrascht. Von einem zweiten Buch wusste ich bisher nichts. Dass er manchmal zeichnete, war mir bekannt, er hatte mir mal Bilder gezeigt, die ich ansprechend fand, mir

eines - in Kuli und Wachsmalkreiden -, das mir besonders gefiel, geschenkt. Ich habe es seinerzeit in eine Mappe gesteckt zu Postern, Kalenderbildern und eigenen, stark vergrößerten Fotoabzügen, aufgehängt habe ich es nie. Betrieb er nun, da er in Pension war, das Zeichnen und Malen in größerem Stil?

Sein erstes Buch kannte ich, freilich fast nur von außen, es steht in Mutters Zimmer im Regal, ich nahm es mal zur Hand und blätterte darin ... Es ist ein dicker biografischer Roman über den Maler B. N., der früh in die NSDAP eingetreten, im Dritten Reich aber verfemt war und nach dem Krieg in die DDR umgesiedelt ist. Viel mehr weiß ich nicht über ihn. Leo fand eine Mappe mit Werken auf einem Antikmarkt, war fasziniert, entwickelte sich zum leidenschaftlichen Sammler und besitzt anscheinend unterdessen fast das gesamte, einst verstreute Oeuvre des mehr oder weniger vergessenen Künstlers.

Vor Jahren fragte er mich, ob *ich* nicht diese Biografie schreiben wollte, das Material liege vor und ich müsste es nur nutzen. Er selber sei zu sehr in seinen Lehrerberuf eingebunden und habe nicht die Zeit. Er mutmaßte auch, dass ich mit diesem Buch mehr Erfolg haben könnte als mit dem, was ich bisher geschrieben hätte. Es sei ein Gegenstand von größerer Bedeutung und allgemeinem Interesse. Ich spürte aber keine Neigung, mich mit dem Leben und Werk des Malers zu beschäftigen, wollte schon gar keine Auftragsarbeit übernehmen, wusste, dass mein Weg als Schreiber so schon ausgefüllt und steinig genug sein würde, andere Bücher vor mir lagen und geschrieben werden wollten. Ich hatte selber keine Zeit für diese Arbeit. Und wer glaubt, ein Künstler hätte die freie Wahl seines Stoffes, ist keiner. Wer darüber hinaus auch noch glaubt, es gebe große und kleine, bedeutende und unbedeutende Stoffe, hat schon den zweiten triftigen Grund, sich für keinen zu halten. Oder er muss den Künstler in sich erst noch frei legen. Vielleicht ist Leo gerade dabei?

Liesi warf die Frage auf, wo denn unsere künstlerische Begabung herkäme? Ob eher von der Schmidtschen oder der Kernschen Seite?

Ich antwortete, ich glaube von der mütterlichen Seite und ärgerte mich, dass ich mich hatte herauslocken und hinreißen lassen zu einer so kategorischen, wirklichkeitsfremden, ja lebensfeindlichen Antwort. Zum Beispiel zeigte sich Vater in seinen Briefen aus der Gefangenschaft oder auch später in Reden, die er als Kommunalpolitiker der FDP oder als Vorstand von Ehrenämtern hielt, sprachgewandt, ebenso Onkel Guschdl, der Dorfberichterstatter für die Zeitung war und immer davon sprach, dass er gerne Buchhändler geworden wäre, was ich dann geworden bin. Ich hätte auch an Vaters Zeichnungen denken können, die "Betenden Hände", die er Mutter schenkte, oder - noch näher liegend - die üppig aufgeblühte Rose, die er ihr, wie erwähnt, zu "Weihnachten 1948" zeichnete und, wie Dürers

"Betende Hände", in einem selbst gebastelte Holzrahmen überreichte - das Bild hängt hinter mir an der Wand, ich brauche mich nur umzudrehen.

Leo erwies sich als klüger und schwieg, konnte sich hinter meine Antwort zurückziehen.

Er wendete sich mir zu und sagte, wir könnten uns ja auch wieder mal treffen.

Ich fragte, wie und wo denn? Das sei schwierig ...

Man müsste halt mal was ausmachen.

Hm, sagte ich, zuckte mit den Schultern und sah zur Seite, wo Matthias und Sarah, ältester Sohn von Britta und dessen Frau, gerade die Treppe hinab gingen, es eilig zu haben schienen, nach Hause zu kommen. Sie waren ohne ihre beiden kleinen Kinder da. Bei Sarah wölbte sich schon der Babybauch. Im September wird das dritte Kind erwartet. Die beiden lachten herüber und Matthias winkte mit den Babysöckchen, die Erna für das Baby gestrickt und als Geschenk mitgebracht hatte.

Noch einmal lief Manfred mir über den Weg, und ich hatte ihm noch etwas mitzuteilen: Früher hätte ich ihm doch manchmal gesagt, wie ich nicht verstehen könnte, dass man mir den Namen Manfred - und dann auch noch den Karl als zweiten - hätte geben können, gleich ihm, als sei das der Ausbund der Einfallslosigkeit, ja Lieblosigkeit gewesen. Heute sei mir aber der Gedanke gekommen, Mutter habe mir den Namen geben wollen, weil er durch ihn für sie ein guter, ein heller und warmer Name gewesen wäre ... Und Manfreds befriedigtes und dankbares Nicken nahm ich auch noch mit.

Zwischen mir und der Treppe hatte sich ein kleiner Pulk gebildet, Verwandtschaft, die noch nie in dieser Konstellation zusammengestanden hatte und auch nie mehr so zusammen stehen würde, schon gar nicht vor meinen Augen. Liesi, Leo, seine Frau Cordula, Otto, Brigitte, Markus, Bernhards Jüngster. Wer noch?

Die Gespräche gingen bunt durcheinander. Otto sprach gerade lobend von Markus' Sportreportagen. Markus arbeitet für DAZN und hatte schon Spiele der UEFA Youth League kommentiert, auch Spiele der 2. Fußball-Bundesliga. Er mache das wirklich klasse, sagte Otto.

Markus bedankte sich. Seine Gebiete seien Darts, Basketball, Fußball.

Liesi wurde hellhörig: Basketball?!

Ja.

Sie sei verheiratet mit einem Basketballspieler, in Amerika habe er 2. Liga gespielt.

Wo denn? fragte Markus.

Und schon waren die beiden, die sich wahrscheinlich heute zum ersten Mal begegneten, bei einem Thema, das sie, obwohl ein halbes Menschenleben zwischen ihnen lag, gleichermaßen

begeisterte, und für mich war das der Moment, mich nach Erna umzuschauen. Sie stand direkt hinter mir.

Gemmer? sagte ich leise, und Erna war sofort bereit.

Rasch hatten wir uns reihum verabschiedet. Als wäre es bei jedem nur ein Abschied auf Zeit. Brigitte sagte: Ii frei mi, Manni, dassd widder lache konnschd ...

Auf der Hausstaffel saß Hannelore, die alte Wirtin, und es tut mir ein bisschen weh, das Wort alt benutzen zu müssen. Für mich war sie stets, auch im Älterwerden, jung geblieben: freundlich, entgegenkommend und aufgeschlossen. Das letzte Mal hatte ich sie wann gesehen?

Ich fragte sie, wie es ihr gehe und sagte, wie schön ich fände, dass sie die Wirtschaft noch weiter betrieben.

Es kam nicht viel mehr als ein müdes Lächeln zurück, sie wirkte seltsam erloschen und grau. Ihre Tochter Sonja, die uns bedient hatte und die Wirtschaft jetzt führte, stand neben ihr in der Türe und sprang ihr bei: Sie machten nur noch für Stammgäste auf, sagte sie.

Ans Treppengeländer gelehnt, warteten Leos Töchter offenbar darauf, dass ihre Eltern sich endlich verabschiedeten. Die beiden waren junge Frauen geworden. Auch ihre Namen wollen mir momentan nicht einfallen. Ich gab jeder die Hand und sagte: Tschüß.

Sie lächelten verlegen und drückten sich noch stärker ans Geländer. Was wussten sie über mich? Wie wurde bei ihnen daheim über mich gesprochen? Wurde überhaupt je ein Wort über unsere Familie verloren? Als Mädchen waren sie manchmal in den Ferien für ein paar Tage bei Mutter zu Gast. Daher kannte ich sie überhaupt.

Für mich überraschend stand unser Auto vor der Wirtschaft. Erna hatte es irgendwann von jenseits des Friedhofs geholt, ohne dass ich es bemerkt hatte.

Ein letzter Blick auf Mutters Elternhaus.

Niemand beachtete uns bei der Abfahrt. So sparten wir uns ein letztes Winken zur Terrasse. Es war mir recht.

Ich nahm den Weg über Gailnau. Auf dieser Straße war einst Vater in Begleitung seines Vaters zu Fuß ins Dorf gekommen, an jenem Wintertag, da er von der Kriegsgefangenschaft heimkehrte und sehnsüchtiges Verlangen in der Luft lag, von Mutter in ihrem Elternhaus erwidert, sehnsüchtiges Verlangen, das sie verband und das, je kürzer die Strecke wurde, desto stärker geworden sein mochte. Und in Mutters Mansarde dann, abseits aller Blicke, die lange Umarmung und der auf ewig lebendige Kuss.

Der Bahnhof am Ende von Gailnau steht noch, er ist geschmackvoll hergerichtet als Wohnhaus. Von der Bahnlinie entdeckt man, weiß man, wohin man den Blick richten soll,

noch ein paar Spuren. Die Straße nach Wörnitz, wo wir auf die Autobahn einbogen, verlief zu Zeiten der Bahnlinie noch ganz anders, viel weiter drüben in der Senke.

Hat man einige Kilometer auf der Autobahn zurückgelegt, kann man unseren spitzen Kirchturm klein in der Ferne entdecken. Ich suchte ihn nicht. Die Türme von Rothenburg, ein Stück später, kann man dagegen nicht übersehen.

Bei der Ausfahrt nach Bad Windsheim verließen wir die Autobahn wieder, wollten lieber über die Dörfer fahren, die gleiche Strecke nehmen wie bei der Herfahrt. Wir hatten es nicht eilig.

Wir sprachen nicht viel. Jeder war voller Eindrücke und in Gedanken.

Plötzlich fiel mir ein, dass ich gar nicht mehr an Mutters Grab gewesen war. Ich wunderte mich, dass mir bei der Abfahrt der Gedanke nicht gekommen war, mich noch einmal zu verabschieden, empfand aber keine Reue und begriff mein Fernbleiben von dem sicher mit einer Fülle von Blumen und Kränzen überfluteten Grabhügel nicht als Versäumnis. Es war in Ordnung so.

Nach gut zwei Stunden Fahrt bogen wir in unsere Straße ein.

Ich machte mir zwei Käsebrote, holte Bier aus dem Keller, schaltete den Fernseher an und setzte mich aufs Sofa. In der UEFA Nations League stand die Begegnung zwischen Deutschland und England auf dem Spielplan. Im brodelnden Hexenkessel der Münchner Allianz Arena wurden schon die Fahnen geschwenkt, Spruchbänder ausgerollt, Schlachtrufe und Triumphgesänge angestimmt. Die Hymnen waren gesungen, beide Mannschaften hatten sich auf dem grünen Rasen formiert, der Ball lag auf dem Punkt. Ich kam gerade noch rechtzeitig zum Anpfiff.